Hist.pol.
VI
49
(2

Kreisbibliothek Regensburg
4° Hist. pol. Tietz
VI, 49/2
SBR 069027273164

Bunte Skizzen aus Ost und Süd.

Zweiter Theil.

Bunte Skizzen
aus
Ost und Süd.

Entworfen und gesammelt
in
Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien,

von

F. Tietz.

Zweiter Theil.

Mit einer Musikbeilage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Kreisbibliothek Regensburg

Kreisbibliothek Regensburg

Inhalt.

IV. Erinnerungen aus Constantinopel. Seite

1. Rückblick auf Constantinopel und seine Umgebungen vom Leanderthurme aus 3
2. Bekanntschaft mit einem berliner Renegaten. Seine Mittheilungen über das Klima und die Jahreszeiten in Constantinopel. — Besuch zur nächtlichen Ramazansfeier bei einem französischen Renegaten 15
3. Der türkische Palast des französischen Renegaten. — Die Gesellschaft. — Der Hausherr. — Die Mahlzeit. — Arabische Tänzer 26
4. Ueber die Musik in der Türkei (mit einer Musikbeilage) 37
5. Das Innere des Palastes. — Abschied von unserm Wirthe. — Anblick, den die Straßen Constantinopels in einer Ramazansnacht darbieten. — Der Beiram 48
6. Der Hippodrom, wie er war, und der Atmeidan, wie er ist. — Der angenagelte Bäcker 61

Seite

7. Ceremonien und Festlichkeiten bei der feierlichen Beschneidung eines Sultansohnes 75

8. Besuch auf dem Avret-Bazar. — Die Sklaven in der Türkei. — Die ehelichen Verhältnisse im Oriente. — Einiges über die Weiber 95

9. Böhmische Bekanntschaften in Constantinopel. — Ein zartes Verhältniß. — Ausflug nach den Ufern des Bosporus bis zum schwarzen Meer hinauf 122

V. Meerfahrt von Griechenland nach Italien, mit Hinblicken auf die griechische Küste, die ionischen Inseln und die Westküste Italiens.

1. Die letzten Tage in Nauplia. — Besuch der Festen Palamides und Itschkale. — Die Fünfbrüderbastion 165

2. Einschiffung auf der königlich-griechischen Kriegsbrigg Nelson. — Einrichtung auf dem Schiffe. — Besuch des Königs an Bord. — Abfahrt. — Monembasia. — Generalversammlung der Passagiere und Beschluß, wie es mit der Tafel zu halten 174

3. Cap St. Angelo. — Seekranke. — Piraten der Maina. — Cerigo. — Cap Matapan. — Kostaki, unser Steuermann. — Cap Gallo. — Sapienza und Modon. — Navarin und eine Hinrichtung . . . 182

4. Zante, fiore di Levante. — Die Erdpechquellen der Insel. — Die Stadt. — Unterhaltungen während einer Windstille. — Der verbrecherische Affe 195

5. Eigenthümliche nautische Ansichten unsers Capi-

Seite

tains. — Cephalonia. — Die Stadt Argostoli. — Großbritannischer Vandalismus. — Ithaka. — Englischer Kunstsinn. — Die Stadt Vathi. — Excursionen in die Insel 204

6. Santa Maura. — Cap Ducato, der leukadische Fels. — Letzter Blick auf die griechische Küste. — Die türkische Küste. — Parga. — Insel Paros. — Ankunft im Hafen von Corfu. — Anblick der Insel 218

7. Von Bord an Land. — Aufnahme bei Herrn v. Faber, bairisch-griechischem Generalconsul. — Excursionen in das Innere der Insel. — Die Kirche der Vorstadt Manduchio mit Kapodistrias Grab. — Die komödienspielende giovine Italia. — Kaffeehäuser 228

8. Die Esplanade. — Schulenburg's Standbild. — Die Citadelle. — Italienische Lebensweise auf Corfu. — Britischer Despotismus in der „unabhängigen Republik der ionischen Inseln." — Englische Exercirmethode 237

9. Abreise von Corfu. — Der Pilot. — Hinblick auf die Insel und das türkische Ufer. — Die italienische Küste. — Die Riesenwasserschlange. — Seesturm. — Ankerwerfen bei der türkischen Festung Scanderbeg. Archipel des östreichischen Küstenufers 250

10. Ankunft im Hafen von Ancona. — Quarantaine. — Unterhandlungen. — Ein Unglücksfall. — Eintritt in die Quarantaine. — Einrichtung derselben. — Unser Leben in derselben 260

11. Austritt aus der Quarantaine. — Aufenthalt in der Stadt Ancona. — Trajan's Triumphbogen. —

Seite

Oper. — Der Landsmann in päpstlicher Dragoner=offizieruniform. — Die Franzosen in Ancona. — Das päpstliche Militair. — Banditen 268

12. Kathedrale San Cyriaco, ein früherer Venustempel. — Judengasse. — Der Börsensaal mit seinen schönen Fresken. — Fahrt nach Loretto. — Osimo. — Fest des heiligen Antonius von Padua. — Bettlergeschmeiß 280

13. Loretto. — Signor Gemelli, der deutsche Gast=wirth. — Die Kathedrale mit der Santa Casa. — Der bischöfliche Palast. — Rückweg nach Ancona. — Ein italienischer Sommerabend 288

IV.

Erinnerungen an Constantinopel.

1.

Rückblick auf Constantinopel und seine Umgebungen vom Leanderthurme aus.

Kehrte doch die gute, alte Zeit der Zauberei zurück! Es sollte dann zu meinen Lieblings-Kunststücken gehören, Die, die ich lieb habe, und da ich ein Egoist bin, natürlich auch mich selbst, in einem Nu aus der Mitte Deutschlands nach einem Punkte zu versetzen, der unstreitig zu den reizendsten unserer Erde gehört. Es ist freilich nur ein kleiner Fels, mitten aus den Wogen auftauchend; auf ihm steht ein viereckiger, steinerner Thurm, in dem schon mancher Gefangene und mancher Pestkranke sein Leben geendet, und doch bleibt dies ein herrliches Fleckchen, wenn das Auge nicht auf der Stelle haftet, auf der unser Fuß steht, sondern hinausschweift auf das Paradies, das uns rings umgiebt. Wir stehen auf dem Leanderthurm bei Constantinopel, der im Mittelpunkt des Bassins liegt, in das drei Meeresarme zusammen-

strömen: das goldne Horn oder der gekrümmte, unabsehbare Hafen, — der Bosporus — und die Fluthen, die vom Marmora-Meer heranschwellen. Der erste Strahl des Morgens strahlt über die Gebirge Asiens herauf und übergießt das herrlichste Panorama mit sonnigem Golde. Das Auge irrt umher und kann die Masse der Schönheiten nicht fassen, die ihm überall verschwenderisch entgegenquillt. Dem Munde fehlt das Wort der Bewunderung. „Ist das noch Erde?" tönt es fragend tief aus der Brust, und rundum jauchzt und lacht und jubelt die ewig jugendliche, reich geschmückte Mutter: „Ich bin die Erde, die schöne Erde!" — Und das Ohr hört nicht mehr die Seufzer der Sterbenden, die in dem düstern Gewölbe des Thurms in die ungekannte Nacht des Jenseits hinüberschlummern, denn zu laut, zu berauschend ist rundum das Leben, das Leben der Natur, das in tausendfältigen Formen grünt und blüht. Und jene Cypressen, aus deren Dunkel marmorne Denkmale Dahingeschiedener hervorschimmern, vermögen selbst nicht die Trauer zu wecken, denn selbst auf den Gräbern keimt in bunten Blumen ein neues Leben und spricht laut und überzeugend, daß die Ahnung eines Nichtvergehens, eines erneuten Emporblühens uns nicht täuscht, sei's nun in irdischer oder nicht ergründeter himmlischer Form. —

Jeder, der wie ich auf jenem Felsen stand und hinausblickte auf Meer und Land, wird — ist das Herz im Busen ihm nicht ganz verknöchert — mit mir übereinstimmen, daß hier Natur und Kunst sich innig vereinten, ein Meisterstück zu schaffen, das sich als solches zeigt, mag man es von welcher Seite man will betrachten. Jener Standpunkt auf dem Leanderthurme dürfte der geeignetste Mittelpunkt sein, von welchem man das ausgedehnteste Schauspiel genießt. Es ist hier nicht das leere, einfache Reich der Wogen, das sich vor dem Blicke in's Unendliche verliert, sondern wie in liebender Vereinigung drängt Meer und Land in den schönsten Formen sich aneinander. Die Wellen bespülen hier kein flaches Gestade, sondern ringsum hebt es sich üppig grünend und blühend amphitheatralisch empor. Es ist ein Stückchen Erde vom Himmel gefallen, aber ungern vermißt es der Himmel, denn im fernen Hintergrunde des asiatischen Ufers umwehen leichte Wolken die farbigen Gipfel des schönen Gebirges, als hätten sie es nur ungern aus ihrem Schooße niedersinken lassen.

Wenden wir zuerst unsern Blick nach der Stadt, dem eigentlichen Stambul, diesem Edelsteine in dem kostbaren Ringe, der uns umgiebt, so hebt sich auf der letzten Spitze eines Welttheils, wo Europa sehn-

süchtig nach dem reizgeschmückten Asien hinüberdrängt, eine unabsehbare Häusermasse mit tausend Kuppeln, Zinnen und Thürmen stufenweise aus dem dreifachen Meere und klimmt zu den grünen Hügeln empor, die sich weit in das Land hineinziehen. Aber in dieser unermeßlichen Stadt giebt es wieder einen Punkt, der das Auge unwiderstehlich an sich fesselt, so daß es sich nur schwer davon losreißt. Es ist die äußerste, östlichste, dem Meere zugewandte Seite der herrlichen Constantinopolis, auf der, aus dem dunkeln Grün anmuthiger Lusthaine, dem Abendländer fremdartige Paläste und Köschke und Kuppeln entgegenwinken. Und dies ist das Serai, der würdige Kaisersitz der Welthauptstadt, denn dieses müßte und könnte Stambul vermöge seiner Lage, begünstigt von allen dazu nöthigen Verhältnissen, werden. Von dort aus umfaßt der Blick des Herrschers zwei Welttheile, die hier mit allen Reizen einer verschwenderischen Natur geschmückt sind. Hier zeigt sich das Meer in doppelter Gestalt, einmal als unermeßliche, majestätische Fläche, dann zu einem Strome — der Bosporus — eingeengt, zwischen üppigen, blühenden Ufern. Welche Gegend kann an Reiz und Schönheit mit diesen Küsten Europas und Asiens in die Schranken treten? Und nun der wunderbare Anblick des Serai's, dieses aus Palästen zusammengesetzten

Palastes, der seine Entstehung nicht einem Plane, sondern der Laune und dem Geschmack mehrerer Sultane verdankt. Man wird mir einwenden, daß nur in der harmonischen Einheit die Schönheit eines Bauwerks bestehe, und doch glaube ich, daß auf dieser Stelle ein kolossaler Palast, ausgeführt nach den strengen Regeln und Bestimmungen der Architektur — ein classisches Werk — schwerlich die Wirkung machen würde, wie diese zusammengeworfenen Stücke der romantischen Zauberresidenz, als welche sich das Serai dem Beschauer, besonders aus der Ferne darbietet, aus der das Auge den amphitheatralisch emporsteigenden Wunderbau ganz erfassen kann. Und seinen Anblick muß man ganz genießen, so wie er in seinen geregelten und grotesken, in seinen goldprunkenden und einfachen, in seinen heitern und mystischen Verhältnissen, mit seinen strahlenden Kuppeln und grünenden Gärten aus der blauen Fluth emporsteigt. Dann wird man gestehen, daß der Eindruck, den dies Alles hervorbringt, ein unvergleichlicher, nicht zu beschreibender ist, der die Phantasie mit eigenthümlicher Gewalt in eine fremde, nicht mehr irdisch erscheinende Welt hinüberzieht. Zu dem Beschauen dieses Wunderortes wähle man die Frühstunde, wo über die asiatischen Gebirge das Gestirn des Tages seine ersten Strahlen auf den Kaisersitz sendet und

nur erst einzelne Theile mit glänzendem Golde überfluthet, indeß andere noch im Dunkel zu schlummern scheinen. Eine solche Beleuchtung erhöht den Zauber, der außerdem schon auf dem Ganzen ruht. Dazu kommt das Geheimnißvolle des Kaisersitzes, das die randumgürtende Mauer schützend zu bergen sucht und der Phantasie tausend Reize zu ahnen giebt, die dem Blicke verborgen bleiben. Der Eindruck, hervorgebracht durch den Anblick des Serai's, ist der, den ein liebliches orientalisches Märchen auf den Hörer macht. Es wohnt hier ein Zauber des Wunderbaren, der nicht mit dem Anblick zugleich verschwindet, sondern fortdauert, so lange die nie zu verwischende Erinnerung fortlebt und die Phantasie thätig bleibt. —

Lassen wir nun langsam den Blick an der nach dem Hafen gekehrten Seite des Serai's, den außerhalb der Mauer desselben gelegenen, mit Kanonen und Wachen besetzten Kai entlang hingleiten, bis dahin, wo vom Hafen aus das Gartenthor — Baghdsche-Kapu — und das Fischmarktthor — Balak-Basar-Kapu — in die Stadt führen, und hinter denen sich die Nordseite Constantinopels längs dem goldenen Horn bis hinauf nach der Vorstadt Ejub und dem Thal der süßen Gewässer, dem Auge kaum mehr erreichbar, hinstreckt. — Welch ein Gedränge von Kaï-

ken, Booten, Gondeln und Schaluppen, die, das goldene Horn durchschneidend, nach jenen Thoren hineilen oder von dort zurückkehren! Welch ein Wogen der Menschenmassen, die sich hier auf dem Kai durcheinandertreiben, — welch ein Gemisch orientalischer und fränkischer Costüme! Dasselbe Schauspiel wiederholt sich auf der andern Seite des Hafens am Landungsplatze von Top-chana, während in der Mitte des Wasserspiegels tausend Schiffe in stolzer Ruhe sich auf den Wellen wiegen. Wenn durch die vor Kurzem zwischen diesen beiden Uferpunkten errichtete Brücke die Communication auch an Bequemlichkeit gewonnen hat, so muß doch das Schauspiel, das die tausend, den Hafen nach allen Richtungen durchkreuzenden kleinen Boote darboten, an Interesse verloren haben. — Deutlich sehen wir von dem Leanderthurme, den wir nicht eher verlassen, als bis wir das ganze Panorama mit den Blicken erfaßt, am Landungsplatze in Top-chana dicht am Ufer die langen Gebäude der Stückgießerei und die Caserne der Kanoniere, erfreuen uns an dem Gewühl, das dort vor der Reihe niedlicher Kaffeehäuser herrscht, und staunen über die einfache Schönheit der Fontaine, die ihre Strahlen nach den vier Seiten ausströmt. Neben ihr prangt die Moschee Kilidsch-Ali-Pascha's mit ihren schlanken Minarets, und hinter ihr steigt

das Auge leichter den Berg nach Pera hinauf, als der Fuß, der ihn durch enge, schlechtgepflasterte Gassen nur mühsam erklimmt, um dort, umgeben von den Reizen des Orients, sich mitten in das Leben und Treiben einer fränkischen Stadt versetzt zu sehen. — Wenden wir uns jetzt weiter rechts, so blicken wir in den breiten Strom des Bosporus hinein, bis dahin, wo seine Krümmung den weitern Lauf nach dem schwarzen Meere verbirgt. Da schließt sich, an Top-chana und nah am Fuße des Berges von Pera liegend, als die nächste Vorstadt Fondukli, mit dem kaiserlichen Palaste, dessen Erker über den Spiegel des Meeres hervorragen. Dann folgt Dolmabagksche — der Melonen-Kiosk — ein Lieblingsaufenthalt der Sultane, und hierauf die Vorstadt Bechiktasch, deren Gebäude sich weit längs dem Ufer hinziehen. Und so folgt Landhaus auf Landhaus, Palast auf Palast, alle von den Wogen bespült und im Hintergrunde von grünen Anhöhen überragt. — Aber nicht unbelebt liegt der anmuthige Meeresstrom vor uns da. Ein günstiger Nordwind hat ihn mit einer Menge großer und kleiner Schiffe bedeckt, die mit schwellenden Segeln vom schwarzen Meere her, dem glänzenden Byzanz zueilen. Mitten zwischen ihnen und alle überflügelnd, rauscht, die lange schwarze Rauchflagge hinter sich lassend, das Dampfboot von Odessa

heran. Durch die schäumenden Wogen schießt es unfern von uns vorbei und legt dann unter dem Hurrahruf der Matrosen und Passagiere, die froh sind, ihr Ziel erreicht zu haben, gegenüber am Kai von Top-chana an. Kein lästiger Gensdarme, kein lauernder Polizeibeamter drängt sich hinzu, um den Paß von Reisenden zu fordern, um nach diesem Papier den Inhaber polizeilich-anatomisch zu zergliedern und an ihm die politische Farbe herauszuriechen.

Nichts von Allem! Man steigt an's Land, packt seinen Koffer einem bereitwilligen, türkischen Lastträger auf die Schultern und klettert mit diesem den Berg hinan, um bei Herrn Tolomei im Hôtel d'Europe auf der langen Gasse ein bequemes, elegantes Zimmer zu beziehen.

Weniger schauen wir von unserem hohen Standpunkte von dem asiatischen Gestade der thrazischen Meerenge, da Scutari, mit seinem bedeutenden Umfange zu weit vortretend, die Aussicht hemmt. In seinem Aeußern ähnlich dem gegenüberliegenden Constantinopel, dessen Vorstadt Scutari, für sich schon eine Stadt von fast 150,000 Einwohnern, sich bescheiden nennt, scheint es doch schon mehr den Charakter des Welttheils zu tragen, auf dessen Küste es liegt. — Dort unten an seinem Kai, wo eben ein Schiff seine Ladung landet, erblicken wir eine Kara-

vane langhälsiger Kameele gelagert, mit ihren Treibern, braunen, nur halb bekleideten, aber ganz bewaffneten Arabern, die ihren Thieren die eben ausgeschifften Waaren aufladen, um hinauszuziehen nach den fernen Gegenden Asiens. Die Phantasie trägt uns hinüber in die Steppen Arabiens; wir sehen den langen Karavanenzug, die feurigen Rosse, die bepackten Kameele, das „Schiff der Wüste", glauben die Beduinenhorde zu erblicken, die sich mit lautem Schlachtruf auf die willkommene Beute stürzt, und fühlen uns abgeschieden von Allem, was uns an die vaterländische Erde erinnert. Da plötzlich klingt über die Wogen, lustig und bekannt, von dem Musikchor der eben in Scutari die Wache beziehenden großherrlichen Truppen ein Walzer von Strauß, und führt uns aus der Wüste zurück nach der „Stadt des wahren Glaubens" (so nennt sich Islamból), wo dieser Glaube selbst alle Kraft zusammenraffen muß, um in der von der starken Hand des Beherrschers der Gläubigen hervorgerufenen Reformation nicht unterzugehen, wie manches Nationelle schon untergegangen ist und einem Zwitterzustande Platz gemacht hat. Wirklich findet man aber noch in Scutari, obgleich es nur durch den kaum ein paar tausend Schritte breiten Kanal von Constantinopel, dem Sitz der begonnenen Aufklärung, geschieden ist, den alten Tür-

ken, in seiner ganzen charakteristischen Nationalität: ernst, schweigsam, mit wenigen Worten Gewichtiges aussprechend, umwallt vom langen Kaftan, auf dem Haupte den Tulbend — Turban, wie die Franken sagen — indeß drüben in Constantinopel moslemitische Dandy's in blauem, polnisch-geschnittenem Rocke und mit dem Bestreben, die Franken zu copiren, eine Caricatur ohne Saft und Kraft liefern. —

Wenden wir dem reformirten Türkenthum Constantinopels den Rücken und behalten Scutari vor uns, so zeigt sich, indem wir die asiatische Küste nach Süden zu verfolgen, der malerisch gelegene Köschk Sultan Murad's. Hinter ihm und Scutari steigt das Land, rings mit Weinreben bepflanzt, aus dessen Grün überall bunte, lachende Landhäuser hervorschauen, immer mehr bergan, bis dahin, wo der Gipfel des Burgurlu als höchster Punkt das Terrain rund umher beherrscht. Eine Reihe von Villen und Köschken, worunter der schon genannte Sultan Murad's als der bedeutendste prangt, verbindet Scutari mit dem alten Chalcedon. — Weiter hinab dehnt sich das Marmora-Meer in unabsehbarer Weite vor uns aus, aus dessen Wogen in duftiger Ferne die anmuthigen Prinzeninseln gleich Zaubereilanden vom glänzenden Sonnenstrahl beleuchtet, emportauchen und den von dem städtischen Geräusch Ermüdeten in

ihre stille ländliche Ruhe zu locken scheinen. Zu solchem Zwecke eilen die fränkischen Herren und Damen dort auf dem großen Segelboote, dessen Verdeck mit Koffern und Schachteln bepackt ist, den lieblichen Inseln zu. Wir wünschen mit ihnen ziehen zu können, doch da fällt unser Blick wieder auf die Zaubergärten des Serai's und wir ändern unsern Entschluß, denn noch zu kurze Zeit sind wir in der „Stadt" (wie die Griechen kurz Constantinopel bezeichnen) und zuviel bleibt uns noch zu schauen, als daß wir jetzt schon an sybaritische Ruhe denken sollten.

Die Sonne brennt heiß, wir steigen hinab vom Thurme und laben uns an der Quelle, die auf diesem kleinen Felsen, rings umgeben von salziger Fluth, krystallrein und kühlend hervorsprudelt. Ganz erfüllt von dem Anblicke des unvergleichlichen Rundbildes, besteigen wir das lange, schmale, mit Schnitzwerk verzierte Kaïk, und pfeilschnell fliegt es mit uns nach Top-chana, wo wir noch ein Viertelstündchen bei Kaffee und Pfeife auf den Bänken des Kaffeehauses Platz nehmen und dann nach der provisorischen Heimath Pera hinaufsteigen, um dort als sorgsame Reisende, freilich mit ungenügenden Worten, im Tagebuche niederzuschreiben, was wir gesehen. —

2.

Bekanntschaft mit einem berliner Renegaten. — Seine Mittheilungen über das Klima und die Jahreszeiten in Constantinopel. — Besuch zur nächtlichen Ramayansfeier bei einem französischen Renegaten.

Es war in der Mitte des Januar 1834, als ich mit trübem Blicke aus dem Fenster meines Zimmers im Hôtel d'Europe in Pera zum Himmel hinaufschaute, der sich mit düstern Wolken bezogen hatte und Regenströme in Masse herabsandte. Es that mir leid, hier, wo den Fremden die alte Weltstadt und ihre reizenden Umgebungen unwiderstehlich zum Genießen einladen, einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zubringen zu müssen. Alles hatte ich schon versucht, um meine Grillen zu vertreiben, allein umsonst. Selbst die bosporischen Austern, die ich eben frisch aus ihrem Elemente erhalten, wollten mir nicht munden, und der Roman Cabanis von W. Alexis, den

ich aus meinem Koffer vorgesucht und dessen ersten Band ich rapid verschlungen, ruhte ungelesen neben mir auf dem Divan, auf den ich mich hinstreckte, um das böse Wetter zu verschlafen. Auf dem großen Vorsaale vor meinem Zimmer, wo sich ein Billard befand, klapperten die Kugeln, markirte der Garçon, und die Spieler, von welchen ich den einen an seiner Stimme als meinen Wirth, Herrn Tolomei, erkannte, unterhielten sich über ihr wechselseitiges Glück und Unglück in italienischer Sprache. Plötzlich entfuhr dem Munde des Gegners des Herrn Tolomei ein deutsches: „Gut geschnitten! Gott straf mich!" dessen Prononciation mich in dem Sprecher einen Berliner erkennen ließ. Rasch fuhr ich von meinen Polstern empor, um den Quasi-Landsmann hier im östlichsten Zipfel Europas zu begrüßen, öffnete die Thüre zum Vorsaal und erblickte außer dem Kellner Giacomo und dem spielenden Wirthe nur einen türkischen Staabsoffizier, gekleidet in die neue blau und rothe Uniform, den seinen Dienstgrad bezeichnenden goldenen Stern auf der Brust. Sollte dieser Moslem ein so „jutes" Berlinisch gesprochen haben? Wenigstens konnte ich es mir kaum denken. Wir begrüßten uns und zwar von seiner Seite mit der, ich möchte sagen, nur den preußischen Offizieren eigenthümlichen Verbeugung, die neben einer gewissen

Geziertheit, doch etwas Graziös-Martialisches hat. Meine Neugierde stieg. Wenige französische Worte wurden gewechselt, und ich erfuhr, daß der kaiserlich-türkische Obristlieutenant ein Herr v. C—z war, der früher in preußischen Militärdiensten stand. Die Billardpartie wurde geendet und bald saßen wir in meinem Zimmer am wärmenden Mangal, der heute bei dem kalten Regentage ein sehr willkommener Gesellschafter war. Herr v. C. erzählte mir Manches von seinem Schicksale. Seine Familie war mir nicht fremd und ist in Preußen und Sachsen sehr ausgebreitet. Was ihn bewogen, die sandigen Ufer der Spree mit den paradiesischen Gestaden des tiefblauen Bosporus und den preußischen Czacko mit dem türkischen Fez zu vertauschen, gehört nicht hierher; eben so wenig, daß Herr v. C. aus einem lutherischen Christen ein Muhammedaner geworden, und sich jetzt Achmed nannte. Mich freute es, einen Landsmann gefunden zu haben, der mir vermöge seiner Stellung meinen Aufenthalt in Constantinopel in mancher Hinsicht angenehm machen konnte. Wir lebten jetzt gerade in der Zeit des vierwöchentlichen Ramazan's, der bekanntlich dem gläubigen Muselmann ein in jeder Hinsicht strenges Fasten auferlegt, so lange die Sonne am Himmel steht; heute machte der deutsch-türkische Achmed schon eine Ausnahme,

da er in meinem Zimmer keinen Verräther zu scheuen brauchte und der Geist des seligen Muhammed es gewiß unter seiner Würde hielt, dem Aufenthalt eines Giaur zu nahen. Der Burgunder thaute uns immer mehr auf, der Mund des Landsmannes floß über von dem Lobe seiner jetzigen Lage, ein Lob, das ich um so mehr für Wahrheit hielt, da der Wein diese ja gewöhnlich enthüllt. Ich muß gestehen, daß ich mich sehr glücklich schätzen würde, mehrere Jahre an den Ufern des Bosporus verleben zu können.

Eine reine, heitere Luft, ein milder Sonnenstrahl, ein reizendes Klima umgibt Constantinopel. Die Brust athmet freier und leichter, als in dem düstern Norden, dem ich dadurch keineswegs seine eigenthümlichen Reize absprechen will. Im Norden ist es ein Kampf der Elemente, durch den die verschiedenen Jahreszeiten sich von einander losringen, hier am Bosporus scheiden sie von einander, wie Freunde, die sanft und freundlich zum Abschiede sich die Hand reichen, wobei nur der scheidende Winter manchmal eine Ausnahme mit stärkerem Händedrucke zu machen pflegt. Und selbst dieser erscheint nicht als der polternde Alte, der, wenn er sein Haupt schüttelt, die Erde auf Monate mit dem starren Leichentuche bedeckt. Zeigt er auch auf Stunden ein grämliches Antlitz, so scheint die Natur seiner doch gleichsam

zu spotten. Der Süden schickt seinen warmen Hauch über das Meer herauf und glättet die düstere Stirne des unheimlichen Greises, der sich dann grollend auf die Gebirge des gegenüberliegenden Asiens zurückzieht, und dort auf den schneeigen Gipfeln thront, indeß die Ebenen ihr Grün und auch wol ihre Veilchen behalten. Der Februar ist die Zeit, wo der Winter sich ganz zum Scheiden rüstet, und dieses durch dichte herabströmende Regengüsse bekundet. Die Wogen des nahen schwarzen Meeres thürmen sich empor, und die Erde zuckt dann auch wohl bebend zusammen, wie ein Kranker, der durch die Krisis sich zu neuem Leben erkräftigt. Nun erscheint der März und schmückt die Fluren mit lachendem, frischerm Grün und in unendlicher Mannichfaltigkeit blüht und schimmert der Blumen bunte Pracht. Die Vögel, die noch nicht vor lange dem Süden zueilten, erscheinen wieder und begrüßen mit frischem Gesange die schmerzlich entbehrten Gefilde, und vor dem warmen, belebenden Strahl der am reinen Firmamente erglänzenden Sonne entkeimt ein neues Leben in tausend verschiedenen Formen. Die leise murmelnde Woge des Meeres küßt den Saum des asiatischen, mit Reben umzogenen Gestades. Erscheint auch wol ein düsterer Wolkenschatten, so entflieht er bald und läßt mit erneuter Kraft die Sonne auf Meer und

Land herabglänzen. Die Zeit der üppigsten Entwickelung ist der Mai; dann blüht die volle Frühlingspracht mit unnennbarem Zauber, und Felder und Auen, Bäume, Blumen und Gesträuche haben sich in ihr herrlichstes Gewand gekleidet. Jeder Tag scheint neue Früchte erzeugen zu wollen, überall schaut das Auge einen grünen, mit Blumen durchwebten Teppich. Fast keine Scheidewand läßt sich zwischen Frühling und Sommer ziehen, dessen Beginn in den Junius fallen möchte. In diesem und dem folgenden Monate hat die Thätigkeit der Natur und die Kraft der Sonne den höchsten Grad erreicht. Die Hitze würde unleidlich sein, wenn auch jetzt sich nicht wieder das Klima dieser Gegend vor andern unter gleichem Himmelsstriche wohlthuend auszeichnete. Während der drei heißesten Monate: Junius, Julius und August, weht nämlich ein fast ununterbrochener Nordwind, der vom Balkan her die frische, kühle Bergluft herbeiführt, die Macht der Hitze bricht und der Luft eine eigene Elasticität verleiht, die der Gesundheit so sehr zuträglich ist. Im August scheint das Leben auf einige Zeit zu erschlaffen, doch weht auch jetzt der Nordwind, gewöhnlich von drei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang, gleichsam als Vorbereitung auf die herrlichen Nächte, die sich nach dem heißen Tage erquickend auf die Erde niedersen-

ken. Es ist die Zeit, die uns erinnert, daß wir nicht in einem Paradiese weilen. Auf schwarzem Fittiche rauscht dann die Pest mit tödtendem Hauche über das herrliche Land. Der September bildet beinahe eine Fortsetzung des vergangenen Monats, doch kühlen gegen sein Ende schon Gewitter und einzelne Regenschauer die glühende Atmosphäre. Am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus dem dunkeln Laube. Der Herbst beginnt mit dem October. Da nimmt die Luft wieder die milde entzückende Temperatur des erwachenden Frühlings an, Alles scheint neue Spannkraft zu gewinnen und die Auen schmücken sich mit frischerem Grün. In milder Heiterkeit wölbt sich der Himmel über dies Land, das jetzt wohl den prachtvollsten Anblick der Erde gewähren dürfte. Unstreitig ist dies für Constantinopel die angenehmste Jahreszeit. Ein goldener Duft hat sich über Meer und Hain und Auen verbreitet; es ist die selige Glorie, mit der sich die Natur noch einmal verklärt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll, das letzte, heitere Aufathmen der sterbenden. Der December ist hier nicht derselbe, der im fernen Norden das Haupt gothischer Thürme umbraust, vor dessen eisigem Hauche die Wetterfahne träge ächzt; hier ist sein Charakter noch ein anmuthiger. Dunkelgrün erheben sich noch

Eichen und Cypressen, sind noch die Wiesen; wie goldene Locken umziehen gelbe Gebüsche die Gipfel der Berge; noch einmal streut die Sonne ihre milden Strahlen freundlich über die Landschaft hin. Ein sanftes Abendroth vergoldet die ausgedehnten, schönen Ufer, die sich wie ein Diadem um Byzanz, den kostbaren Edelstein dieses Reifes, dahinziehen. So wie am Bosporus das Jahr mit Blumen beginnt, so endet es mit diesem bunten Frühlingsschmucke.

So ungefähr detaillirte mir Achmed die heißen Jahreszeiten, und man wird mir zugeben, daß ein solches Klima mit jedem der Erde wetteifern könnte. In dieser Hinsicht wäre also in Constantinopel gut sein und in vielen andern, bei der jetzt immer mehr um sich greifenden Verbesserung der Lebensverhältnisse durch Sultan Mahmud, ebenfalls.

Das Wetter hatte sich bei dem herannahenden Abende wieder aufgeklärt, und ich nahm die Aufforderung meines neuen Bekannten an, mit ihm nach Constantinopel hinüberzufahren, wo er von einem seiner Freunde, einem bejahrten französischen Renegaten, der früher zu Napoleons Armee gehörte und nun schon zwanzig Jahre hier lebte, zu einer nächtlichen Ramazansfeier eingeladen war. Wir gingen also die „lange Gasse" Pera's hinab, und wendeten uns dann links in die enge Bergstraße, die nach Tophana

und dem Hafen hinabführt, wo wir in einen Kaïk stiegen, der uns in kaum einer Viertelstunde hinüber nach der „Stadt" brachte. In dem Augenblicke, als wir das Boot verließen, donnerten die Kanonen von allen Batterien des Bosporus, zum Zeichen, daß das Fasten des Tages beendet und die anbrechende Nacht wieder jede Art des Genusses erlaube, wie es der Monat Ramazan mit sich bringt. Eine Menge Menschen war beschäftigt, die bunten Lampen auf den Moscheenkuppeln und auf den spitzen Minarets anzuzünden, indeß von den Galerien der letzteren die Muezzin's den Glänbigen mit lauter Stimme verkündeten, daß für heute die Fasten beendet und gegenwärtig Zeit wäre, zu essen und zu trinken. Wir kamen an der Aja-Sophia, auf der der hohen Pforte des großherrlichen Serails gegenüberliegenden Seite vorüber, als die lichtstrahlenden Fenster der Moschee uns anzeigten, daß das Innere derselben zu der nächtlichen Feier prachtvoll illuminirt sei. Die in der Mitte des Platzes sprudelnde „Fontaine Sultan Achmeds III." schillerte im Glanze der sie umgebenden Lampen in tausend Regenbogenfarben. Vom Atmeidan her knallten Flinten- und Pistolenschüsse, und da der Türke selbst bei solchen Freudenschüssen sich nicht genirt, sein Gewehr mit Kugeln zu laden, so war mir der Vorschlag schon

recht, den Hippodrom zu vermeiden und rechts über den Bazar nach unserm Bestimmungsorte, dem Hause des französischen Renegaten, zu gehen. Alle Buden und Gewölbe des großen Kaufhofes, der mit seinen verschiedenen Gassen einen Stadttheil für sich bildet, schimmerten ebenfalls in einem Lichtmeer, durch welches die herrlichen, hier ausgelegten Waaren, besonders in den Gassen, wo man Teppiche, Shawls und Waffen verkauft, in erhöhtem Glanze dem Auge dargeboten wurden. Wir wanderten so durch einen magisch künstlichen Tag, der vier Wochen, die Dauer des Ramayans, hindurch, allabendlich in dem ungeheuern Constantinopel auftaucht und die Sinne der beschauenden Fremden in eine heitere, unbekannte Märchenwelt versetzt. Endlich gelangten wir durch hellerleuchtete Gassen und Gäßchen zu dem am Ufer des Marmorameers in der Gegend der sieben Thürme belegenen Hause oder vielmehr Palaste des zu Besuchenden, der eine hohe Charge in dem Ministerium des Reis-Effendi bekleidet. Daß ich, obgleich nicht eingeladen, dennoch willkommen sein würde, durfte ich schon, ohne Egoist zu sein, glauben, einmal weil Osman (so hieß der Renegat), wie mir mein Begleiter sagte, den Umgang mit Ausländern und frühern Religionsgenossen liebte, und dann, weil die türkische Gastfreundschaft gerade in den Ramazans-

nächten den höchsten Grad erreicht hat. In dieser Zeit ist die Tafel des wohlhabenden Muselmannes für Alle besetzt, die von Dem, was er hat, genießen wollen. Bekannte und Unbekannte treten in sein Haus, und mit Freuden läßt er Jeden an seinem Überflusse Theil nehmen. Es kommt bei den Reichern wol vor, daß sie sogar ihre Diener und Sklaven mit reichlich gefüllten Schüsseln auf die Straßen schicken, um die Armen des Volks zu speisen.

3.

Der türkische Palast des französischen Renegaten. — Die Gesellschaft. — Der Hausherr. — Die Mahlzeit. — Arabische Tänzer.

Ehe der freundliche Leser mit mir in die Pforte des Palastes des türkischen Franzosen tritt, werfen wir einen Blick auf das Aeußere desselben, das freilich nicht dem eines europäischen gleicht. Bei diesem bestimmt der Kunstsinn und Geschmack die architektonischen Anlagen, im Orient dagegen die Bequemlichkeit und althergebrachte Sitte. Es läßt sich vermuthen, daß Salomo und David vielleicht eben so logirt gewesen sind, wie jetzt ein türkischer Fürst. Ein türkischer Palast — gewöhnlich Serai genannt — zeichnet sich nicht durch seine in's Auge fallende Schönheit, sondern durch seinen Umfang aus, und besteht meistens aus der Zusammensetzung mehrerer Gebäude, wobei aber nicht auf eine gewisse Symmetrie Rücksicht genommen wird, obgleich man Ein-

zelnes davon wohl schön nennen könnte. Die Vorderseite von Osman's Palaste war ein Gemisch von Mauern, vorspringenden Köschken und Erkern, mit großen und kleinen, bald hoch, bald niedrig stehenden Fenstern. Durch ein gewölbtes Thor, mit Marmor von verschiedenen Farben geschmückt und heute durch eine Menge Lampen erleuchtet, betraten wir einen großen Hof, der von kleinen, für die niedere Dienerschaft bestimmten Gebäuden umgeben war und gewöhnlich zur Reitbahn benutzt wurde. Ein dem ersten gegenüberliegendes zweites Thor, durch welches höhere Besuche noch durchzureiten pflegen, während geringere schon im ersten Hofe vom Pferde steigen, führte uns in den zweiten Hof, in dessen Mitte sich aus einem Bassin eine Fontaine erhob. Eine in einer Ecke befindliche Wendeltreppe bildete den Aufgang zu einer die Westseite des Hofes einnehmenden Säulenreihe, offen und nur mit einem leichten, bunt bemalten und weit über die Säulen vorspringenden und so gegen die Sonne schützenden Dache (türkisch „Rifraf" genannt) versehen. Zwischen den Säulen aufgerollte Vorhänge werden während des Tages herabgelassen, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten. Gegenüber dieser Seite befanden sich Wohnungen für höhere Diener des Palastbesitzers, dessen Aufenthalt der Flügel war, der dem Thore gegenüber

liegt. Zwei Diener führten uns in das Prunkzimmer des Hausherrn. Dies war länglich und mit einem Tafelwerk von schönem polirtem Nußbaumholz, etwa in Mannshöhe, umgeben. Die Wände darüber und die Decke waren mit Arabesken in sehr lebhaften Farben, mit dazwischen laufender Vergoldung, verziert, wie man auch noch bei uns Prachtzimmer des vorigen Jahrhunderts sieht. Zwei Reihen über einander stehender Fenster mit runden Scheiben nahmen die Wand gegenüber der Thür ein; über ihnen prangten große, schön geschnörkelte Inschriften, die man mir als Denksprüche des Koran und als Sentenzen morgenländischer Schriftsteller bezeichnete. Der Raum zwischen der Thüre und der Fensterwand war in zwei Abtheilungen getheilt, wovon die der Thüre am nächsten mehr als die Hälfte des Zimmers einnahm, und deren Boden aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesetzt war. Man nennt diese Abtheilung des Zimmers Atabi. Der andere Theil längs der Fensterwand, etwas höher als der Atabi und von diesem gewöhnlich durch eine niedere Balustrade getrennt, heißt der Divan, da sich hier über die ganze Breite des Zimmers der Sitz befindet, den man speciell den „Divan" zu nennen pflegt. An den beiden Enden desselben, bei den Türken die Ehrenplätze für die Vornehmen, befinden sich reicher

überzogene Polster, wie die sind, die die Rücklehne bilden. Vor dem Divan (in speciellerer Bedeutung) ist der Boden bis zum Atabi mit reichen Teppichen belegt.

So war dies Prunkzimmer beschaffen, dem auch die in andern türkischen Häusern gleichen. Wir fanden ungefähr sechs bis sieben Gäste, Türken und zwei Attachés der französischen Gesandtschaft, vor, sämmtlich auf dem Divan sitzend und aus langen Pfeifen Tabak rauchend, ein Genuß, der die anwesenden Türken, die ihn den ganzen Tag entbehrt hatten, so beschäftigte, daß sie an der Unterhaltung der beiden Franzosen sehr wenig Theil nahmen, obgleich sich diese italienisch und gebrochen türkisch beinahe den Mund wund redeten. Diener, die jedes Befehls gewärtig in dem Atabi standen, servirten Kaffee nach orientalischer Art.

Mein Gefährte ließ dem Hausherrn, dessen Abwesenheit man noch mit dringenden Geschäften entschuldigte, unsere Ankunft melden. Der damit beauftragte Diener kehrte gleich darauf zurück und ersuchte uns im Namen seines Herrn, ihm zu diesem zu folgen. Ueber einen Corridor gelangten wir zu einer Thüre, und als diese sich vor uns öffnete, glaubten wir plötzlich dem Orient, der uns rings umgab, entrückt zu sein. Ein in elegant-französischem

Geschmack eingerichtetes kleines Gemach mit Sesseln, Tischen, Schreibtisch u. s. w. nahm uns auf, und ein ganz in türkisch-reichem Costüm gekleideter, hoher, sechzigjähriger Mann empfing uns. Es war der Hausherr Osman Effendi. „Bevor Sie der Türke auf seinem Divan begrüßt, thut es der Franke, und der Quasi-Landsmann reicht Ihnen mit herzlichem Willkommen die Hand!" Ich muß gestehen, daß mich diese Anrede sonderbar überraschte. — „Mir ist", fuhr er fort, „mir ist von meinem Vaterlande nichts als die Erinnerung geblieben, und dieser hänge ich in diesem kleinen Gemache denn noch bisweilen nach. Das türkische Tintenfaß am Gürtel und das Schreiben auf dem Knie ist mir unbequem, denn meine alten Beine geniren mich bei solchen Kraftanstrengungen schon recht sehr. Hier an diesem Pulte mache ich es mir bequemer. Wird mir die Zeit lang oder haben mich die Arbeiten bei meinem Chef ermüdet, so finde ich hier bei meinen Landsleuten Erholung," setzte er hinzu, indem er mir eine kleine, aber ausgesuchte französische Bibliothek zeigte. Als ich ihm im Laufe des Gesprächs meine Vaterstadt nannte, erzählte er mir, daß er dort zweimal im Jahre 1812 gewesen sei. „Einmal im reichen kriegerischen Schmuck, als Er uns nach Moskau führte. Wenige Monate nachher", fügte er mit düsterem

Lächeln hinzu, „freilich in anderem Aufzuge, kaum einem Menschen ähnlich, verhöhnt, verspottet, aber nicht gebeugt. Damals war ich Major der Garde, jetzt —". Hier brach er mit leichter Wendung das Gespräch ab und lud uns ein, mit ihm zur andern Gesellschaft zu gehen. Nachdem wir dort auf dem Divan noch eine Pfeife geraucht, machte man Anstalt zur Abendmahlzeit, indem man vor jeden Gast einen kleinen, runden, sehr niedern Tisch stellte. Wasser in silberner Kanne und eben solcher Schüssel wurde uns zum hergebrachten Waschen, feine Handtücher mit Goldfranzen an den Enden zum Abtrocknen dargereicht. Diener brachten nun runde, metallene, auf die Tische passende Platten, auf welchen sich die Speisen befanden, die jedoch zu meinem Leidwesen, der ich auf ein echt türkisches Mahl gerechnet hatte, aus den Händen eines französischen, freilich sehr geschickten Kochs hervorgegangen waren. Wir speiseten auf Porzellan, in chinesischem Geschmack gearbeitet; die Messerbestecke waren von Silber, die Löffel dagegen, sonderbar genug, von schwarzem Ebenholz, sehr kunstreich mit Elfenbein ausgelegt. Die anwesenden türkischen Herren bedienten sich übrigens mehr der Finger, als der Messer und Gabeln, und blieben ihrer nationellen Ansicht treu, daß man bei der Tafel essen und so wenig als möglich sprechen müsse.

Unser Wirth dagegen machte auch hierin seiner Abstammung alle Ehre, indem er uns mit gewohnter französischer Leichtigkeit auf die angenehmste Weise unterhielt. Gut eingerichtet war übrigens sein Hauswesen, denn als er sich erinnerte, daß ich ein nordischer Bierländer sei, stand auch augenblicklich eine Flasche englischer Porter vor mir, die erste, die ich an den Ufern des Bosporus trank. Nach einigen Worten, die er mit den anwesenden Osmanen gewechselt, deren antwortende Pantomime eine bejahende war, erschien endlich Wein, in großer Auswahl, besonders aber ein trefflicher Chier und dann der bei den Muselmännern jetzt so sehr beliebte Champagner. Um übrigens jeden Scrupel zu beseitigen, mußte sich die Dienerschaft in das Vorgemach zurückziehen, und auf das Händeklatschen des Hausherrn erschien nur ein alter Schnurrbart, der — ich mochte unsern Wirth nicht durch Fragen belästigen — mir aussah, als ob vor dem Turban auch wol die Bärenmütze der alten Garde einst seinen Scheitel bedeckt hatte.

Nach dem Mahle folgten wieder die stereotypen türkischen Genüsse, nämlich Pfeifen und Kaffee. Hierzu sollte aber noch ein Genuß kommen, der uns Allen — meinte der Hausherr — wohl behagen würde, nämlich eine Production öffentlicher Tänzer, die in der Zeit des Ramayan, wo alle Amüsements vor=

gesucht werden, ihre ergiebigste Ernte haben. Schon einmal in der Vorstadt St. Dimiter hatte ich einen Tanz griechischer Knaben angesehen, der mich — eben der Knaben wegen — mit Ekel erfüllt hatte. Heute sollten aber Frauenzimmer mitwirkend auftreten, deren es in Constantinopel, Smyrna und anderen großen türkischen Städten genug gibt, die übrigens außer dem Gewerbe der Tänzerinnen, wie auch häufig in Europa, noch ein anderes treiben. Türken von Stande lieben als Selbstausüber den Tanz nicht, als Zuschauer jedoch ungemein, weshalb vornehme Muselmänner in ihren Harems auch gewöhnlich einige Sklavinnen besitzen, die mit diesem Talente ausgestattet sind.

Die Tänzer wurden gemeldet, und herein traten zwei junge, kräftige Araber und zwei Mädchen in phantastischer, unserm Seiltänzercostüm ähnlicher Kleidung. Die Mädchen — es waren Bulgarinnen — mit ausdrucksvollen, schönen, unverschleierten Gesichtern und einer Körperform, die der echte Türke vielleicht nicht fett genug gefunden hätte, der europäische Kenner aber als Ideal der Üppigkeit anerkennen mußte. Die bis unter die Wade reichenden Beinkleider, von sehr dünnem Stoffe, waren eher enge, als weit und zeigten ein makelloses Bein; ein kurzes, rothes Röckchen, das sich ebenfalls knapp anschloß,

ließ die Form der schönsten Hüften hervortreten. Die oberen Partien der Brust waren so bloß, wie sie eine pariser Tänzerin nur zu tragen pflegt. Schwarzes Haar quoll in dicken Wellen unter dem turbanähnlichen Kopfputze hervor, den eben so die Damen drüben in Pera zu tragen pflegen, und der auch minder hübsche Gesichter sehr gut kleidet.

Die beiden Tänzer — dem Anscheine nach ungefähr zwanzig Jahre alt — zeigten in ihren Gesichts- und Körperformen männliche Schönheit. Sie trugen rothe, mit Gold besetzte Jacken und weiße, weite Pantalons, die nur bis zum Knie reichten und unten die nackte Wade und den Fuß zeigten, der mit leichten, durch rothe Bänder befestigten Sandalen bekleidet war. Es tanzte abwechselnd immer nur ein Paar, indeß das andere den Tanz mit drahtbesaiteten Guitarren begleitete. Die Tanzenden hatten außerdem noch Castagnetten. Die türkischen Tänze, ähnlich den spanischen und den in Rußland von umherziehenden Zigeunern ausgeführten, bestehen in wollüstigen, üppigen Pantomimen. Wenn sie auch manchmal über die Grenzen des durch den Anstand bedingten Schönen streifen, so erreichen sie doch den Zweck, den der Türke als Zuschauer fordert, nämlich zur Lüsternheit hingerissen und zur Wollust erregt zu werden, vollkommen. Es ist schwer, diesen Tanz genügend

zu beschreiben. Er beginnt mit einem lebendigen Mienenspiel, das um so ausdrucksvoller ist, als es die morgenländischen Physiognomien selbst sind. Ein unnennbares Sehnen spricht aus dem Antlitz; man liest gleichsam die zärtlichsten Empfindungen, die sich in allen Zügen offenbaren. Allmälig verbreitet sich das Leben über den ganzen Körper, der vom Feuer der Leidenschaft durchflammt zu sein scheint. Schon nähern sich die Tanzenden zur innigen Umarmung, da noch einmal scheint die Schaam zu erwachen und zaudernd trennen sie sich wieder. Unentschlossen weichen sie immer mehr von einander zurück, doch in den Gesichtern dauert der Ausdruck feuriger Gefühle fort. Ein leises Beben durchzuckt nun allmälig alle Glieder, wieder scheinen alle Muskeln und Nerven dem Genusse entgegen zu schwellen, flammende Begeisterung sprüht aus dem dunkeln Auge, der Mann umschlingt das Mädchen; und wieder treibt sie ein unerklärliches Etwas von einander fort. Dem wilden Sturm der Leidenschaft folgt eine fast furchtbare Pause. Der Zuschauer fühlt sich unwillkürlich in die Situation der Tanzenden hineingezogen. Jede Leidenschaft geht gleichsam mit auf sie über. Noch einmal lodert der Rausch des Entzückens in den Tänzern auf. Ihre Schritte beflügeln sich, immer leidenschaftlicher wird der mimische Ausdruck. Da

mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es sie zu einander. In enger Umarmung pocht das Herz dem Herzen entgegen, preßt sich Lipp' auf Lippe, beide Körper scheinen Eins zu sein und in einander zu verschmelzen. Ist diese Skizze auch nicht genügend, so wird sie doch einigermaßen das Eigenthümliche des Tanzes veranschaulichen. Ihn genügend zu beschreiben, ist wohl nicht recht möglich. Der Zuschauer fühlt sich — wie schon oben bemerkt — so hingerissen, daß ihn nur immer einzelne Momente, diese aber auch ganz, fesseln und die vorhergegangenen in dem Rausche, der sich unwillkürlich der Sinne bemeistert, verschwinden.

Die beiden jungen französischen Gäste schienen ganz von der Idee des eben gesehenen Tanzes ergriffen zu sein. Sie ließen sich wenigstens gleich darauf in eine sehr lebhafte, wenn auch leise geführte Unterhaltung mit den Tänzerinnen ein und empfahlen sich fast zu gleicher Zeit mit denselben.

4.

Über die Musik in der Türkei.

(Mit einer Musikbeilage.)

Es hatten sich unterdeß, schon nach der Abendmahlzeit — die man türkisch: „Iftar" (Bruch) nennt, weil durch sie die Tagesfasten gebrochen werden — mehrere Gäste, Türken und auch einige als Dragomans angestellte Griechen, eingefunden. Das Schauspiel des Tanzes hatte uns unser Wirth verschafft, jetzt sollte auch zur Ergötzung seiner Gäste eine echt türkische Musik folgen. Regelmäßige, nach europäischer Art gebildete Musikchöre, deren Chef der Italiener Donizetti, Bruder des bekannten Componisten, ist, hält nur der Sultan; die nationellen türkischen Musikchöre halten jetzt noch die Paschen in den Provinzen, und einzelne Banden lassen sich in den Hauptstädten in den Gesellschaften bei vornehmen Türken hören.

Der Prophet Muhammed war kein Freund der

Musik und untersagte sie in strengen Ausdrücken seinen Anhängern. Seine Ansicht darüber lautet folgendermaßen: „Die Musik zu hören, ist Sündigen gegen das Gesetz; selbst sie spielen ist Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden, ist Sünde gegen den Glauben, und macht Jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit schuldig.“ So streng nun der Muselmann an den Gesetzen Muhammeds hält, so überschreitet er dasselbe in zweierlei Hinsicht doch sehr oft, nämlich was das verbotene Weintrinken und die verpönte Musik betrifft. Und unbestritten hat das türkische, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk Neigung zur Musik, eine Kunst, die es von den alten Arabern, so wie diese von den nachbarlichen Persern geerbt haben mag. Es gibt in Constantinopel und den andern großen Städten der Türkei eine Menge Menschen, vornehmlich unter den zu dem Orden der Mewlewi gehörenden Derwischen, die sich leidenschaftlich mit Musik beschäftigen, was freilich von orthodoxen Moslims, so wie schon der Gesang, für etwas höchst Unanständiges gehalten wird. Dennoch gab es sogar unter den osmanischen Prinzen einige, die sich dieser Kunst widmeten, wie türkische Nationalschriftsteller noch jetzt von dem ausgezeichneten musikalischen Talente des Prinzen Korkud erzählen, jenes Sultansohnes, der mit seinem Bruder

Selim I. um den Thron stritt und dabei sein Leben einbüßte. Ferner sind unter den osmanischen Herrschern als große Musikfreunde noch bekannt: Bajazeth I., Selim II., Mustapha I., Murad IV., Ibrahim I., Muhammed IV., Mahmud I. und der jetzt regierende Sultan. Wenn auch die Türken eben nicht große Fortschritte in der Theorie und den Principien der Musik gemacht, sondern sich mehr durch die praktische Ausführung auszeichnen, so gibt es doch mehrere, größtentheils von den Persern herrührende alte Abhandlungen über orientalische Tonkunst. Alle orientalischen Schriftsteller, die über Musik geschrieben, stimmen darin überein, daß diese eine Erfindung des Pythagoras, eines Schülers von Salomon, sein soll. Hadschi Kalfa erzählt davon Folgendes, und deutet zugleich auf die Bestimmung der Musik:

„Es erschien dem Pythagoras drei Nächte hintereinander im Traume eine reizende Gestalt, die ihm befahl, zur Meeresküste zu gehen, wo er eine wunderbare Kunst erlernen würde. Er befolgte diesen Befehl, fand aber nur Schmiede, die mit Hämmern auf Amboße klopften. Er dachte darüber nach und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf den Schall der Hämmer und Amboße. Nun verfertigte er ein Instrument, das er mit seidenen Fäden überzog, die, wenn sie berührt wurden, einen lieblichen Ton hören

ließen. Zu diesen Tönen sang er Lieder zum Lobe der Gottheit, und wurde dadurch bald so berühmt, daß sich um ihn viele der Welt Ueberdrüßige versammelten. Einen großen Ruf erwarb er sich durch sein reines, enthaltsames Leben und durch seine geistige Lehrweise, wodurch er die Seelen bis in ihre Tiefe erschütterte. Er behauptete den Klang der Bewegungen der Sphären zu vernehmen und mit der Kraft begabt zu sein, jene Klänge durch die Saiten seines Instrumentes als Melodien wiederzugeben, die aus seinem Innersten herauftönten. Nach diesen innern Harmonien stellte er Gesetze auf, die von spätern Künstlern, besonders von Aristoteles, dem Erfinder des Organons, mit neuen Entdeckungen vermehrt wurden. Dieses Organon bestand nämlich aus drei von Büffelleder verfertigten Röhren, wovon die mittlere an den Mund gebracht und durch die an derselben angebrachten kleinen Oeffnungen, mittels Aufdrücken und Wegziehen der Finger verschiedene Töne hervorgebracht wurden. Die hauptsächlichste Absicht bei dieser Kunst war, den Geist und die Seele für die Kenntniß heiliger Dinge empfänglich zu machen, nicht aber sie zu Spielerei und zum Tändeln zu benutzen. Wenn herrliche Melodien die Seele entzücken, so sehnt sich diese nach der Anschauung höherer Wesen und Geister und nach der Mitthei-

lung einer reineren, geläuterten Welt. Die Tonkunst ist es, welche die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgange mit höhern Lichtwesen, die um den Wohnsitz des Allmächtigen schweben, vorbereitet und empfänglich macht."

Toderini behauptet, daß die Musik sich erst im Jahre 1047 der Hedschra bei den Türken eingebürgert habe. Als nämlich damals Sultan Amurat IV. Bagdad eroberte, befahl er, 30,000 Perser niederzumetzeln. Da trat Shah-Kuli, der Orpheus von Persien, vor den Grausamen, und besang in einigen Tönen, zu seiner Harfe Scheschadar, die Zerstörung Bagad's und den Triumph des Siegers. Rührung bemächtigte sich Amurat's, er schenkte den Gefangenen das Leben und nahm den edlen Sänger nebst vier seiner Genossen mit nach Constantinopel, wo sie hoch geehrt wurden.

Am meisten hat sich um die türkische Musik verdient gemacht der Fürst Kantimir. Aus seiner „Histor. Othom. Tom. III." sehen wir, daß diese Kunst allmälig unter Sultan Muhamed IV. zu größerer Vollkommenheit, besonders durch das Talent Osman-Efendi's gelangte, der eine Menge Lehrer, sowohl für Instrumental- als Vocalmusik bildete. Als Sänger waren damals in Constantinopel berühmt: der Derwisch Othman und sein Schüler Kuruschuni-

Oglu, so wie zwei Griechen, die dann Kantimir's Lehrer wurden. Dieser schrieb im Jahre 1691 auf Verlangen des Reichsschatzmeisters Daul Ismael Efendi und des Schatzmeisters des Serai's, Latif Ktelebi, Beide Verehrer der Kunst, ein Werk über Musik in türkischer Sprache, unter dem Titel: „Tarifu ilmilmusiki ala reghi machus,“ das er dem Sultan Achmed II. dedicirte und das als Schule der türkischen Tonkunst noch jetzt die Basis für die Ausüber derselben bildet.

Der orientalische Gesang kommt dem Europäer anfangs seltsam vor, wie Alles, was ihn dort im Osten fremdartig umgibt. Bei näherer Bekanntschaft vermehrt sich aber das Interesse daran und auch dem verwöhnten Ohre dürfte dann der Gesang angenehm erscheinen. In meinen früher erschienenen Reiseskizzen *) dürfte der Leser eine Probe der Melodie finden, die mir wenigstens originell und nicht ohne Reiz erschien. Fast alle Gesänge der Türken sind erotischen oder epischen Inhalts, und die harmonievollen Verse deuten in den bekannten orientalischen Allegorien die Gefühle und die Wirkung der Liebe an. Für die Geliebte hat der Türke — wie der

*) Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland ꝛc. von Tietz. Koburg und Leipzig bei Sinner, 1835.

Russe in seinen Volksliedern — allerlei Schmeichelnamen, z. B. kuzum, mein Lamm — giözum, mein Auge — dschebanim, meine Seele — dildarim, mein Herz — esendim, meine Herrin — sultanim, meine Sultanin u. s. w. Daß der zarte Teint mit dem Alabaster, die schlanke Taille mit der Cypresse, die Augen mit denen einer Gazelle verglichen werden, finden deutsche Poeten an und für sich schon begreiflich.

Zu erwähnen ist hier noch eine Art von Gesang — Maual genannt — ein Mittelding zwischen Arie und Recitativ, der in sehr großer Achtung bei den Türken steht, für den Fremden jedoch viel Komisches und auf die Länge auch wohl Widriges hat, besonders wenn man ihn von näselnden Griechen hört, zu denen dieser Gesang, unter türkischer Herrschaft, hinübergegangen ist. Dieser Maual — der Ton dieses Worts erinnert schon unwillkürlich an liebesbrünstige, auf den Dächern bei Mondschein vagabondirende Katzen — ist, was den Text betrifft, die Klage eines unglücklichen Jünglings, der die Abwesenheit seiner Geliebten bejammert und dem lauschenden Monde zuschwört, daß er der Angebeteten Treue bewahren wolle. Dieses Musikstück wird von einer Person ohne Instrumentalbegleitung vorgetragen und zwar, indem der Sänger die Daumen der aus-

gebreiteten Hände hinter seine Ohren setzt, gleichsam als wolle er das Trommelfell vor dem Zerplatzen bewahren, denn er strengt seine Stimme bis in's Unendliche an. Dabei erschallen dann die wiederholten Ausrufungen: ah! wah! amann! womit ganz eigenthümlich der unglückliche Liebende seine Angst und Verzweiflung ausdrückt. Zwischen den kurzen Strophen des Gesanges, aber auch oft mitten im Tact pausirt der Virtuose, um frischen Athem zu schöpfen. Hat er davon wieder eine Portion eingesogen, so geht mit erneuter Kraft das Trillern abermals los und steigt bis zu solcher Höhe, daß der Zuhörer schwindlich werden möchte. Man kann dabei nur die unsinnige Anwendung der Stimme beklagen, die oft trefflich und von ausnehmendem Wohlklange, wenigstens bei den Türken ist. In dem untern Raume meiner Wohnung in Nauplia befand sich eine griechische Weinkneipe, deren Besucher die interessante Gewohnheit hatten, mitten in der Nacht unter meinen Fenstern niederzukauern und abwechselnd — wenn einem von ihnen die Kehle ermüdete — dergleichen Maual's so lange zu singen, bis mich die Verzweiflung bewog, die Sänger durch einige auf ihre Köpfe ausgeleerte Waschbecken zum Schweigen zu bringen und mir Ruhe zu verschaffen.

Die türkische Instrumentalmusik zerfällt in zwei

Abtheilungen, nämlich in die Kriegs= oder Feldmusik und in die Kammer= oder Friedensmusik. Die erstere ist natürlich ganz und gar nicht durch das Gesetz verpönt, und wie der Sultan jetzt reguläre Musikchöre, so unterhalten die Paschen entfernter Provinzen noch jene nationelle Kriegsmusik, die sie, nach alter Sitte der seldschuckischen Sultane, täglich bei Sonnenuntergang und bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. am Beiramsfeste, öffentlich spielen lassen. Die Instrumente, die zu dieser Kriegsmusik (Mekter=Haneh) gehören, sind: 1) Mehrere Hautbois (türkisch: Zurnah oder Summer), ganz den europäischen ähnlich, nur von mehr grellem Tone, 2) das Kabah=Zurnah, ein größeres Hautbois, 3) Trompeten verschiedener Art (Nafihr und Boruh), 4) Cymbeln (Snuhdsch), 5) die bekannten metallenen Becken (Zil), 6) die ebenfalls bekannten großen Trommeln (Daul oder Tubbel), 7) kleine, im Diameter ungefähr 9 Zoll betragende, hölzerne Trommeln (Tombelek), 8) große Pauken (Kios), gewöhnlich nur auf Kameelen gebräuchlich, 9) kleine gellende Pfeifen. Stelle sich der geneigte Leser gefälligst eine Symphonie, ausgeführt mit diesen Instrumenten, vor, und es wird ihm vielleicht eben so wenig daran liegen, sie anhören zu müssen, wie etwa eine neuere Spontinische Oper. Als Curiosität darf hier noch die sonderbare

Berechtigung angeführt werden, kraft welcher ein Pascha von drei Roßschweifen bei seiner Musikbande neun, einer von zwei Roßschweifen aber nur acht große Trommeln haben darf.

Die von unserm Wirthe für diese Ramazans-Nacht engagirte, aus Türken, Zigeunern und Juden gebildete Musikbande hatte folgende Instrumente, die die gewöhnliche Kammermusik der Türken bilden. 1) Die Kemans oder Kamandschi's, Geigen gleich den unsrigen. 2) Sineh-Keman, die früher bekannte Viole d'amour. 3) Der Ajakli-Keman, unser Baß. 4) Mehrere kleine Hautbois. 5) Dreierlei Arten von Flöten, in der Größe verschieden, im Türkischen genannt: Naie, Ghirif und Evvi. 6) Eine Zither mit acht Saiten (Tanbuhr). 7) Das Hackbret (Santihr). 8) Ein Paar Pauken (Nakara). 9) Die unter der Benennung Tamburin bekannte baskische Trommel mit Schellen, Diff genannt. 10) Das Meskal, d. i. die bekannte Pans- oder Papagenoflöte. Von diesen Instrumenten wurde eine aus drei Theilen bestehende Symphonie ausgeführt, die anfangs sehr langsam und gravitätisch begann und dann in ein schnelleres Tempo überging, das sich fast bis zur Wildheit steigerte. Am Schlusse jeder Abtheilung trillerte eine Hautbois gegen allen Wohlklang und im grellsten Tone, wohl ein paar Minuten lang, sodaß

es unbegreiflich war, wo der Musiker dazu den Athem hernahm. Dann sang ein Musiker eine kurze Arie, worauf der folgende Theil der Symphonie begann. Wenn ich von dem Concerte auch grade nicht so erbaut war, wie die orientalischen Gäste, die ihr Wohlgefallen durch ein erństes gewichtiges Neigen mit dem Kopfe zu erkennen gaben, so muß ich doch gestehen, daß der Gesammteffect nicht unangenehm ist, da die Instrumente stets rein gestimmt sind und die Musiker sehr streng und präcis den Tact beobachten. Von Noten habe ich nichts gesehen, sondern man spielte nach dem Gedächtniß. Zum Schlusse trugen die Künstler noch die venetianische Barkarole — dem Deutschen unter dem Texte: „Das Schiff streicht durch die Wellen", bekannt — vor, ein Musikstück, das in der ganzen Levante eben so in dem Munde des Volks lebt, wie in Deutschland. Gleiches rühmliches Schicksal hat der sogenannte „Sultansmarsch" von Donizetti, den ich schon öfter auf den petersburger Paraden und dann noch bei vielen Gelegenheiten in der Türkei hörte. Dieser Lieblingsmarsch des Großherrn, der sich jetzt schon Jahre lang in Constantinopel erhält, und den ich in der Beilage mittheile, dürfte beweisen, daß die Türken hauptsächlich an der italienischen Musikmanier Gefallen finden.

5.

Das Innere des Palastes. — Abschied von unserm Wirthe. — Anblick, den die Straßen Constantinopels in einer Ramazans-Nacht darbieten. — Der Beiram.

Pfeifen, Kaffee, Scherbet, das Hackbret und die lebhafter werdende Unterhaltung, wozu die schnatternden Griechen das Ihrige beitrugen, beschäftigten jetzt die Gäste Osman-Efendi's genugsam, sodaß er meine Bitte erfüllen konnte, mir die übrigen Theile seines Palastes zu zeigen. Wir stiegen demnach auf den zweiten Hof hinunter und gelangten durch ein Thor in den dritten Hof, reichlich illuminirt wie Alles, in dem die Gebäude des Harems stehen und der zu beiden Seiten noch einige kleine Nebenabtheilungen hat, in welchen sich das Bad, die Küche, das Waschhaus und andere dergleichen Wirthschaftslocale befinden. Der Hauptthof ist theils mit Bäumen und

Gesträuchen bepflanzt, theils mit Steinen gepflastert. Auf der südlichen Seite befand sich ein Wasserbecken mit sprudelnder Fontaine. Dicht daran erhob sich auf einem etwa drei Fuß erhöhten Platze (Mustabi), ein Pavillon mit einem Fußboden von Marmormosaik und noch einer Fontaine, die ihr Wasser auf den Fußboden spritzt, von dem es durch kleine Röhren auf den Mustabi und von diesem in das größere Becken hinabläuft, sodaß dadurch in den heißen Sommertagen stets eine angenehme Kühle in dem Pavillon verbreitet wird. Außerdem umgeben Rosenstöcke, die in der Türkei zu einer sehr beträchtlichen Höhe emporschießen, arabischer Jasmin und andere duftende Pflanzen diesen niedlichen Ruheort. Die gegen Norden gekehrte Seite des Pavillons ist offen und von oben durch das, wie immer, stark hervorspringende Dach gegen die Sonne geschützt. Neben dem mittleren, innern Hauptraum des Pavillons befinden sich auf beiden Seiten zwei kleine, dunkle Kabinette, zur Siesta bestimmt. Diese Kabinette heißen Kobbe, sodaß das spanische „Alcoba" nur das arabische „al kobbe" ist, eine Benennung, die dann wieder als „Alkoven" (ich weiß nicht auf welchem Wege) in's Deutsche übergewandert ist. Rund umher an der Wand, ungefähr zwei Fuß über dem Holzgetäfel, das sich auch in diesem Pavillon, wie

gewöhnlich in allen türkischen Zimmern, vorfand, lief ein bunt geschnitztes Gesimse, auf das man Gefäße von Porzellan, Krystall und auch von Silber zu stellen pflegt. Man nennt dies Gesimse: „Riff". Um den Luftzug in den heißen Tagen zu vermehren, bringt man in den Wänden Ventilators (Bazhingue) an. Auf der andern Seite des Hofes befand sich ein ähnlicher, ganz offener, nur auf Säulen ruhender Pavillon, der in seinem Innern rund umher auf Steinunterlagen erhöhte Divans hat, während man den tieferliegenden, mit einer niedern Marmorbrüstung umgebenen Fußboden, ebenfalls von Marmor, durch eine in der Mitte befindliche Fontaine, im Sommer ungefähr einen Fuß hoch unter Wasser setzen und so eine angenehme, kühle Temperatur hervorbringen kann. Vorhänge nehmen den Raum zwischen den Säulen ein. Das im Hintergrunde des Hofes stehende, größere, aber nur einen Stock hohe Gebäude faßte die besondern Zimmer der Frauen oder den eigentlichen Harem in sich. Die Bitte, diesen mit der größten Decenz von meiner Seite zu besichtigen, schlug mir Osman-Efendi unter dem Vorwande ab, heute seine Frauen und die weibliche Dienerschaft nicht in ihren Amusements des Ramazan zu stören, dann aber auch, um seinen türkischen Gästen kein Ärgerniß zu geben, wenn sie etwa er-

fahren hätten, daß der Hausherr — der als Renegat mehr als Andere auf den äußern Schein halten mußte — mich, den Giaur, in den geheiligten Theil des Hauses geführt habe. Mein freundlicher Wirth lud mich übrigens ein, als ich sagte, daß ich in den nächsten Tagen Constantinopel verlassen, aber in kurzer Zeit wiederkehren würde, bei meiner Rückkehr nach Stambul ihn wieder zu besuchen, und dann überzeugt zu sein, daß er mir eine Kenntniß nicht nur seines kleinen Harems, sondern auch des Zustandes der Frauen im Oriente überhaupt verschaffen wolle. Ein Versprechen, das er auch hielt und worüber Einiges später in diesen Blättern mitgetheilt werden soll.

Dickgekochter und mit Confitüren belegter Reiß, Gefrornes, Pastetchen und dergl. mehr, wurden nun noch abwechselnd im Gesellschaftszimmer unseres Wirths den Gästen präsentirt, bis wir etwa um halb vier Uhr des Morgens uns dem Hausherrn empfahlen, um denselben nicht von der Mahlzeit abzuhalten, die zur Ramazanszeit jeder Muselmann etwa eine Stunde vor dem Frühgebet, aber nur im Kreise seiner Familie, ohne Zuziehung von Fremden zu halten pflegt. Diese Mahlzeit heißt: Imsak, was so viel als „Vorbereitung zum Tagesfasten" bedeutet. Als wir durch die Straßen nach dem Hafen, um

nach Pera überzufahren, gingen, herrschte noch überall ein reges Leben, das an Munterkeit zuzunehmen schien, je näher die Morgenröthe kam, die es auf zwölf Stunden verstummen macht. In den Kaffeebuden hatten die Aufwärter genug zu thun, um dem vielfältigen Verlangen der Gäste nach diesem Lieblingsgetränk zu genügen. Eben so waren die Verkäufer von Süßigkeiten und Confitüren rastlos beschäftigt; die Kuchenbäcker füllten die oft geleerten blechernen Platten stets auf's neue. Um die rauchenden Reißtöpfe und die verschiedenen Gerichte von Lammfleisch versammelten sich zahlreich die Liebhaber eines compacteren Genusses. Wir begegneten zwei schwarzen Sklaven, die an einer Stange einen gewaltigen Kessel mit Pilav und Fleisch trugen und ihn mitten unter dem Pöbel zur Erde setzten. „Allah schaut mit Wohlgefallen auf Die, welche Das reichlich spenden, was ihnen der Prophet schenkte. Dreimal gelobt sei meines Herrn Wohlthätigkeit!" ruft mit lauter Stimme einer der Schwarzen. Im Unisono antwortet der Haufe der Armen: „Unser Prophet, der in Ewigkeit gelobt sei, schenke dem Wohlthäter seine Gnade!" Die Hungrigen fallen über die milde Spende her und in wenigen Minuten ist nicht nur das Fleisch, sondern auch der Pilav „den Weg alles Fleisches" gewandert. Noch in der Ferne

hörten wir den Dank der Gesättigten herübertönen: „Allah fülle den Beutel Derer, die unsern Magen füllen!“ und: „der große Prophet segne die Mildthätigkeit der Reichen und erstatte ihnen tausendfältig Das wieder, was sie uns schenken!“

An einem niedern Hause führt uns der Weg vorüber; die offenen Fenster erlauben uns einen Blick durch das vordere bis in eins der hintern Zimmer. Dort sitzt ein alter Familienvater mit seinen Frauen, Kindern und Dienern in patriarchalischer Ruhe bei der Mahlzeit, erinnernd an die alten Liebesmahle der ersten Christen im Orient, gehalten im nächtlichen Dunkel. Wir traten in ein Kaffeehaus. Da sitzen die edlen, kräftigen, morgenländischen Gestalten, mit den ausdrucksvollen Gesichtern, in langer Reihe rund umher auf den Divans, Arme neben Reichen, frühere Feinde in vertraulichem, freundschaftlichem Gespräche, denn der Ramazan ist die Zeit der Versöhnung. Jeder Unterschied der Stände, jedes widrige Verhältniß scheint verbannt zu sein; eine freundliche Heiterkeit hat sich über Alles verbreitet.

Wir kamen wieder in der Nähe des Serai's vorüber, das mit seinen tausend und tausend Lampen und Lichtern wie eine traumhafte Erscheinung dem Auge entgegenglänzte. Der Sultan bringt seine Ramazansnächte auch nur im Familienkreise seiner

Kinder und Frauen, selten mit Zuziehung einiger auserwählten Großwürdenträger zu, wogegen der Großwessir, als Stellvertreter des Beherrschers der Gläubigen, verbunden ist, in diesen Nächten den vornehmsten Reichsbeamten Feten zu geben, und zwar so, daß unter der unmittelbaren Leitung des Oberceremonienmeisters (Teschrifatdschi-Efendi) nach altem Herkommen schon für jede Nacht die sich alljährlich wiederholende Festlichkeit, so wie die Anzahl der jedesmaligen Gäste und die Classification derselben nach Rang und Würden und Alter bestimmt ist.

Der Morgen nahte immer mehr. Ueber die Gebirge des nahen Asiens dämmerte schon ein lichter Streifen. Noch waren wir unfern der Sophien-Dschamie, als von ihren Minarets der Ruf der Muezzin's in lang gehaltenen Tönen die Gläubigen zum Frühgebet und zur Enthaltsamkeit während des Tages einlud. Während wir ein Kaïk bestiegen, schimmerten die Höhen und das Meer schon im goldenen Frühroth, indeß in der „Stadt des wahren Glaubens" der nächtliche Glanz erloschen war und ein grauer Nebelmantel sich über sie hindehnte. Während wir auf dem leichten Kahn die glitzernden Wellen des goldenen Hafens durchschnitten, theilte mir mein Begleiter Achmed genau die Strenge des Ramazansfastens mit, die ich hier wiederhole. Es ist in diesen

Tagen verboten: einen Tropfen Wasser, andere Flüssigkeit, oder den kleinsten Bissen Speise zu genießen, Tabak zu rauchen und zu schnupfen, wohlriechendes Wasser oder Blumen zu riechen. Ferner wird als Störung der Fasten angesehen: das Einnehmen von Arzneien, Alles, was äußerlich auf eine Wunde gebracht wird, das Aderlassen, das Baden, der Staub oder Rauch, der in den Mund kommt, das Kauen von Mastix u. dgl., das Schminken; dann wenn man im Traume Regen oder eine Flüssigkeit einschluckt, der Beischlaf, selbst das unschuldigste Küssen oder Liebkosen seiner Frau. Davon befreit sind freilich Kranke, Reisende, Schwangere, Arme, Frauen während ihrer Reinigung, Wahnsinnige und schwache Greise. Die beiden Letztern ausgenommen, müssen die Andern aber später so viel Tage im Fasten nachholen, als sie im Ramazan versäumt haben. Uebrigens zeigt sich jeder Muhammedaner in der Beachtung dieses Gebrauches strenger und gewissenhafter als in irgend einem andern von seiner Religion vorgeschriebenen. Ich muß gestehen, daß ich oft bewundert habe, wie die Bekenner des Islam diese wirklich angreifende Enthaltsamkeit jedes Genusses mit einer Heiterkeit und Pünktlichkeit ertragen, die nur aus wahrem, überzeugendem Religionseifer entspringen kann. Ich möchte meine lieben, christkatholischen

Wiener und Münchner sehen, wenn sie in ihren Fasten zwölf lange Stunden ohne kolossale Knödel, wohlschmeckende Fische und ohne Wein= und Bierfluthen zubringen sollten.

Fügen wir hier noch eine gedrängte Darstellung der Eigenthümlichkeiten des mit dem Schlusse dieser Fasten beginnenden Beiramfestes hinzu.

Sobald am letzten Abende des Ramazan der Neumond den freudigen Monat Schewal verkündet, beginnt das religiöse Fest des großen Beiram, auch Id=fitr, Brechung der Fasten, genannt, der eigentlich nur einen Tag dauern soll, den aber die jetzt von den langen Entbehrungen befreiten Türken bis auf drei Tage ausdehnen. Die Nacht, die dem Beiramstage vorhergeht, die letzte des Ramazan, gehört zu den sieben heiligen der Moslim, und wird nicht beim festlichen Mahle, wie die übrigen Nächte des vergangenen Monats, sondern mit fleißigem Gebet in den Dschamien und in größter Enthaltsamkeit zugebracht. Besonders findet dies Anwendung auf den Umgang mit dem schönen Geschlecht, da der Volksglaube behauptet, Kinder in dieser Nacht erzeugt, würden mißgestaltete, krüppelhafte, dem bösen Geiste angehörige Wesen. Seltsam genug ist es, als alleinige Ausnahme, dagegen gerade Bedingung für den Beherrscher der Gläubigen, in dieser Nacht

dem Gegensatze der Enthaltsamkeit zu huldigen. Im feierlichen Aufzuge nämlich begiebt sich der Padischah bei beginnender Nacht aus dem Serai nach der Sophienmoschee, um dort, inmitten seines Volks, dem Allerhöchsten sein demüthiges Gebet zu weihen. So wie in stiller Ehrfurcht die Blicke der Menge dem Sultan auf dem Hinwege zum Tempel folgen, so giebt sich, wenn er daraus zurückkehrt, die Freude durch lauten Jubel kund. Im Serai wieder angelangt, erneuert sich die althergebrachte Gewohnheit, daß eine reine jungfräuliche Sklavin in dieser Nacht das Lager mit dem Herrscher theilt, eine Ehre, die die Erwählte überglücklich macht, oder gar zu dem hocherlauchten Range einer Sultanin emporsteigen läßt, wenn die Zärtlichkeiten dieser Nacht später lebendig in's Leben treten sollten.

Der Beginn des Beiramtages wird, wie jede große Festlichkeit, mit unendlichen Salven vom Ufer und von den reich beflaggten Schiffen des Hafens begrüßt. Bevor sich nun die Gläubigen zum Gebete begeben, hält es das Gesetz für löblich, den Körper zu schmücken, so viel in Jedes Kräften steht, was auch, so viel wie möglich, befolgt wird, sodaß das türkische Sprüchwort von einem sehr Armen sagt: „Er kann sich nicht einmal zum Beiram ein neues Kleid schaffen.“ Auf dem Wege zur Moschee hört

man ein beständiges Murmeln, da es den Gläubigen befohlen ist, bei dieser Gelegenheit immerfort: „Allah hu ekber!“ — Gott ist groß! — zu sprechen. Theilweise ähnelt der Beiram dem deutschen Neujahr, da man an ihm Besuche bei seinen Gönnern, Vorgesetzten, Freunden und Bekannten macht, um zum Feste Glück zu wünschen. Auch Fremde, die sich auf der Straße begegnen, grüßen einander mit dem festlichen Gruße: „Beiram 'bark!“ so wie am Ostertage jeder Russe dem andern sein „Christos woskreß!“ (Christ ist erstanden) zuzurufen pflegt. Der Türke vermeidet bekanntlich bei jeder Begrüßung das Berühren des Andern, indem er bei dem Aussprechen des Grußes nur mit der Hand seinen Kopf, Mund und seine Brust berührt, zum Zeichen, daß er daran denkt, was er spricht und dieses aus dem Herzen komme. Im Beiram dagegen findet die Ausnahme statt, daß man sich gegenseitig die Hände drückt und einander umarmt; Verwandte küssen sich auch wechselseitig. Feindschaften, die der Ramazan noch nicht verbannt hat, schwinden gewöhnlich im Beiram, und es würde Der mit allgemeiner Verachtung behandelt werden, der eine angebotene Versöhnung ausschlüge. Ferner ist es Sitte, einander Geschenke zu machen, wovon sich selbst der Ärmste, wenn er auch nur die geringste Kleinigkeit giebt, nicht auszuschließen pflegt.

Während dieser Zeit genießen auch die türkischen Damen größere Freiheiten, so weit es die strenge orientalische Sitte gestattet. Ganze Hareme, in langen geputzten Wagenreihen, machen einander Besuche, und zu keiner Zeit sieht man die Straßen Constantinopels von den grünverhüllten Frauengestalten, die dem Neugierigen nur Nase und Augen präsentiren, so bevölkert wie jetzt.

Die Hoffeierlichkeit des Beiram (Muahjedeh) ist die bedeutendste des ganzen Jahres und beginnt gleich nach dem Sonnenaufgang. Der Erste, der dem Sultan aufwartet, ist der Mufti, als Oberhaupt der Geistlichkeit, dem es erlaubt ist, die Brust des Herrschers zu küssen, worauf dieser ihm die Hände auf die Schultern legt und das Haupt ein wenig neigt, als wolle er ihn umarmen. Es bleibt aber natürlich bei diesem Wollen, da sich das Vollbringen nicht wohl mit der großherrlichen Würde vereinigen läßt. Nach dem Mufti erscheinen dann alle übrigen Großwürdenträger des Reichs zur Gratulation, um den Saum des großherrlichen Kleides zu küssen; später aber der weibliche Hofstaat, der wohl den interessantesten Theil ausmachen dürfte. Bei dieser Gelegenheit geschieht auch die Vertheilung der Ehrenpelze, so wie die Avancements und Degradationen vorgenommen werden. Aus dem letztern Grunde

mag wohl auch auf manchen mit einem unreinen Gewissen behafteten Pascha die Annäherung des Beiramfestes etwas unangenehm einwirken.

Das Volk belustigt sich während dieser Tage an den Lustörtern, die in Menge nah und entfernter die Hauptstadt umgeben, sodaß man ein reges Gewühl in dem Thal der süßen Gewässer, in Bojükdereh, Dolma=Bakdscheh, auf den Prinzeninseln und an andern dergleichen Orten zu finden pflegt, wo Musik, Improvisatoren, Seiltänzer, Taschenspieler u. dgl. m. für die Unterhaltung des Volks Sorge tragen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß für die drei Tage des Beiram sämmtliche Wein= und Liqueurbuden der Hauptstadt durch Regierungsbeamte geschlossen und versiegelt werden, damit durch den Genuß dieser Getränke die Freude nicht in Ausschweifung ausarte und sich bis zu Excessen steigere. Außerdem wird dies Fest auch von den genußsüchtigen christlichen Peraten mit gleichem Jubel wie von den Türken gefeiert, und man wandelt eben so gut in Pera durch die mit grünen Zweigen geschmückten Straßen, wie jenseits des Hafens in Constantinopel, dem Hauptsitze des anmuthigen, interessanten Festes.

6.

Der Hippodrom, wie er war, und der Almeidan, wie er ist. — Der angenagelte Bäcker.

Wer mich fast täglich auf dem Platze vor der hohen Pforte des großherrlichen Serai's, da wo seitwärts der Palast des Großwessirs und dem Serai'sthore gegenüber die Sophienmoschee prangt, gesehen, mag zu dem Glauben verleitet worden sein, daß ich an diesem Ausflusse der Gnade des Beherrschers der Gläubigen wenigstens um eine Paschastelle von drei Roßschweifen zu sollicitiren beabsichtigte. Allein solche kühne Gedanken erfüllten meine Seele keinesweges. Jene Stelle, die so recht eigentlich den Brenn- und Strahlenpunkt des wunderbaren Stambul's nicht allein, sondern des ganzen türkischen Reichs bildet, zieht den Fremden unwillkürlich immer wieder zu sich hin, und so auch mich. Hatte ich mich dann eine Stunde lang an dem Getümmel, das im Gegensatz zu dem lauten auf den Kai's des Hafens

und auf den Bazars, hier ein schweigsames, Ehrfurcht gebietendes genannt werden dürfte, — an den prunkenden, orientalischen Hofherren und Großwürdenträgern, die sich in das, und aus dem Serai begaben, — an der geschäftigen Eile der Staatsboten, die gleich Brieftauben aus dem großwessirlichen Palaste hinausflogen und dahin zurückkehrten, — an den ernst-frommen Gläubigen, die in dem schattigen Vorhof der Sophien-Dschamie wandelten und hinter den Thürvorhängen in dem düstern Tempel verschwanden, — hatte ich mich an allem Diesem satt gesehen, dann bog ich rechts um die Ecke des Zeughauses und wanderte ungefähr 500 Schritte die Adrianopolerstraße hinauf, aus welcher man links zu dem erinnerungsreichsten, jetzt freilich verödeten Platze des ci-devant griechischen Kaisersitzes Byzanz gelangt. — Ein mit einer ägyptischen Schilfmatte belegter Treppenvorsprung eines Kaffeehauses nahm mich gewöhnlich dort auf; Kaffee und Pfeife wurde mir von einem schwarzgelockten Griechenknaben präsentirt, und von dort ließ ich dann den Blick über die gesunkenen Herrlichkeiten des Hippodrom schweifen, der sich jetzt noch mit der ähnlichen türkischen Benennung Atmeidan — Pferdeplatz — brüstet. — Da dachte ich denn, es wäre doch gut gewesen, daß ich vor einigen Jahren auf dem berliner Hoftheater den Be-

lisar des Herrn von Schenk und die dazu angefertigte neue Decoration dieses einst so prunkvollen Platzes gesehen. Damals leitete noch der wackere Graf Brühl jene Bühne, bei ihm konnte man auf die Treue des Costüms und der Decorationen rechnen, und das Auge war geblendet von der Pracht jenes byzantinischen Hippodrom's, den der Graf nach einem seltenen Bilde, wenn auch nur in vergänglicher Leinwand, wieder emporsteigen ließ. In erneuter Frische schwebte mir hier an Ort und Stelle jenes glänzende Gemälde mit seinen Colonnaden, Obelisken, Säulen und seiner Quadriga, diesem rastlos umherwandernden, jetzt zum zweiten Male auf die sumpfigen Lagunen Venedigs hinabblickenden Meisterwerke, vor Augen. Hier war es, wo Belisar — gloria Romanorum — geschmückt mit der Lorbeerkrone, umjubelt von seinen dankbaren Mitbürgern, in Gegenwart seines Kaisers, den wohlverdienten Triumph feierte. Hier eilten in gefahrlosem Kampfspiele die Wagen, gelenkt von den Blauen und Grünen — diesen sich später ernsthaft gegenüberstehenden Parteien — dem Ziele zu. — Hier tönte das drohende Geschrei, mit welchem das aufgebrachte Volk den unentschlossenen Beherrscher von Byzanz, den schwachen Valens, zwang, zum Kampfe gegen die nahenden Gothen auszuziehen. Düstere Wolken nahten — das Kreuz

von Byzanz erbleichte, sank — der Halbmond blitzte blutig durch die Nacht, in welche ein Kaiserreich unterging, und hier, auf der Stelle, wo einst christliche Herrscher das Scepter über ein christliches Volk ausgestreckt, triumphirte Mahommed **II.**, mit eherner Hand auf dem blutgetränkten Boden ein neues Reich aufrichtend.

Ehe wir der verfallenen Gegenwart des Atmeidan einen Blick gönnen, schauen wir zurück auf die Vergangenheit des Hippodrom's. — Die Anlage des ungefähr 400 Schritte langen und 150 Schritte breiten Platzes ward von Severus begonnen und nach dem Vorbilde des Circus in Rom von Constantin beendet, dessen Palast, der Vermuthung nach, hier ungefähr auf der Stelle stand, wo jetzt die Achmet-Dschamie, unstreitig der schönste mohammedanische Tempel in ganz Constantinopel, steht. — Zwei Säulengänge, die den Hippodrom der Länge nach auf beiden Seiten begrenzten, wären schon hinreichend gewesen, ihm ein imposantes Ansehen zu verleihen; doch um zu beweisen, wie dieses noch gesteigert sein mußte, mögen hier noch die dort aufgestellten Statuen und Gruppen erwähnt werden, nämlich Castor und Pollux, Minerva, Diana, Scylla und Charybdis, Augustus, Diocletian, Gratian, Valentinian, der ältere und jüngere Theodosius, die

Reiterstatue Justinian's, Herkules, dann der calydonische Eber, die von Constantin aus Antiochien mitgebrachten Bronzefiguren des Wolfs und der Hyäne. — Zu dieser Fülle von Kunstwerken, die hier zusammengedrängt waren, kommen nun aber noch die vier Hauptzierden des unvergleichlichen Platzes, die, mit Ausnahme eines Meisterwerks, jetzt nur noch sich als fast zertrümmerte Rudera dem Auge des Beschauers darbieten. Zuerst die porphyrene Constantinische Säule, das Ziel für die Wagenlenker und der Rennbahn bezeichnend. Wer diese sonst 94 Fuß hohe, das Gepräge des grauesten Alterthums tragende Säule errichtete, ist unbekannt, und ich habe in keinem Werke irgend eine Aufklärung dieses Räthsels gefunden. Eine noch ziemlich erhaltene griechische Inschrift am Fußgestell berichtet nur, daß Constantin Porphyrogenitus die ursprünglich aus verschiedenen Marmorstücken zusammengesetzte Colonne mit stark vergoldeten Bronzeplatten belegen ließ, die jetzt freilich ganz und gar verschwunden und wovon nur die Spuren ihrer Befestigung zurückgeblieben sind. Einzelne eiserne Reife halten nur noch mühsam die letzten Reste des fast zertrümmerten Kunstwerkes zusammen.

Zunächst dieser Säule und noch besser erhalten, prangte fast in der Mitte des Platzes der viereckige, 60 Fuß hohe, aus einem Granitblocke bestehende so-

genannte ägyptische Obelisk. Wenn er an Größe auch den noch in Rom vorhandenen nachsteht, so zeichnet er sich vor ihnen doch durch die einstigen Verhältnisse vortheilhaft aus, da, nach dem Urtheile Sachverständiger, die römischen Obelisken an der Basis alle zu klein sein sollen. Die Grundlage dieses constantinopolitanischen ist sieben Fuß hoch, auf welcher auf vier ehernen Würfeln die eigentliche Säule sich erhebt. Für ihre ägyptische Abkunft — sie wurde unter dem ältern Theodosius aus Theben hierhergebracht — sprechen die Hieroglyphen, mit denen sie bedeckt ist. Die Basreliefs an der Grundlage, neuern Ursprungs, als jene ägyptischen Schriftzeichen, sind eben von keinem besondern Kunstwerthe, und stellen den Kaiser Theodosius, auf dessen Veranlassung sie auch wohl entstanden sein mögen, in verschiedenen Situationen dar. Freilich schon unvollkommen und von der Zeit verwischt, sieht man einmal jenen Herrscher, umgeben von seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Honorius und Arkadius; — dann wieder, wie er den öffentlichen Spielen im Hippodrom zuschaut; — ferner die Huldigung bezwungener Völker annehmend. Auf einer Seite sind die Maschinen abgebildet, die zur Aufrichtung des Obelisken benutzt wurden. Wenn diese Darstellungen auch schon von einer gesunkenen Kunstperiode zeugen, so

ist unter ihnen doch die interessant, die das getreue Bild des Hippodroms, wie er damals war, wiedergibt. Von den, unten an der Grundlage angebrachten Inschriften ist jetzt wenig mehr zu lesen, da der Schmuz des Platzes sich rund um den Obelisk angehäuft und ihn so von unten auf schon bedeutend verschüttet hat. —

Die dritte, noch theilweise vorhandene Antiquität ist die bekannte Schlangensäule. Was von diesem aus der blühendsten griechischen Kunstzeit herstammenden Denkmale jetzt noch übrig, sind die drei in einander geschlungenen Schlangen, die einst im Tempel zu Delphi den Fuß des goldenen Orakel-Dreifußes bildeten, welchen die Griechen nach dem Siege über Xerxes als Dankopfer dem Apollo weihten. Constantin hat durch den Raub dieses Denkmals und dessen Verpflanzung nach seiner Hauptstadt sich als einen geschmackvollen Alterthumskenner bewährt. Er nahm das Ganze, — Einzelnes ist wieder geraubt worden. Die auf dem Schlangentrifolium errichtete Säule ist von den brandenden Wogen der Zeit hinweggerissen worden. Britische Kunstdiebe haben im Anfang des vorigen Jahrhunderts ungestraft zwei Köpfe der Schlangen entführt, während schon früher Muhammed II. bei der Eroberung Constantinopels den dritten Kopf mit einem Hiebe seiner Streitart herabschlug, um da-

durch einen Beweis seiner Stärke zu liefern. Jedenfalls hätte der Beherrscher der Gläubigen etwas Vernünftigeres thun können. —

Das vierte und auch wohl das schönste Denkmal dieses prachtvollen Platzes waren die vier bronzenen Pferde des Lysippus, die trotz ihres tausendjährigen Herumtrabens in der Welt, sich dennoch recht gut conservirt haben. Aus Griechenland, ihrer Geburtsstätte, brachte man sie nach Rom, wo sie von dem Triumphbogen Nero's eine Weile auf die „ewige", dennoch vergängliche Stadt hinabschauten. Constantin führte sie von da nach seinem Herrschersitze, wo sie eben den Hippodrom zierten. Als die Venetianer Constantinopel eroberten, mußte das Kunstwerk nebst manchem andern nach Venedig wandern. Von da brachten die Franzosen die Rosse als gute Beute nach Paris; mit dem Ende der Herrschaft Napoleon's kehrten sie aber wieder nach Venedig zurück, wo sie noch jetzt auf dem Markusplatze zu schauen sind. —

Auf der Südseite senkt sich der eine der sieben Hügel Constantinopels, auf welchem der Hippodrom liegt, nach dem Marmorameer hinab, und hier sollen einst siebzehn prachtvolle, kolossale Säulen von weißem Marmor gestanden haben, die unter Soliman im 17. Jahrhundert abgebrochen und zur Pflasterung des

Fußbodens einiger Bäder und anderer profanen Bauwerke benutzt wurden. Jetzt ist wenigstens keine Spur mehr davon vorhanden.

Der gegenwärtige schönste Schmuck des durch hineingedrängte Bauten aus dem Hippodrom zum Atmeidan zusammengeschrumpften Platzes ist die auf der Südseite gelegene Achmet-Dschamie, die im Jahre 1610 Sultan Achmet I. mit immensem Kostenaufwande und mit besonderer Vorliebe für sein Werk — man sagt, er habe wöchentlich eine Stunde lang bei der Arbeit selbst mitgeholfen — erbaute. Wirkt die Sophienmoschee auch imposanter auf den Beschauer, so bietet diese dagegen einen mehr prachtvoll-heitern Anblick mit ihren dreißig kleinen Kuppeln und den sechs Minarets dar, die sich schlank und für das Auge in gefälliger Form emporheben. Auf jedem Minaret befinden sich drei übereinander liegende Galerien, von wo bekanntlich der Imam zum Gebete ruft; die Balustraden derselben, von weißem Marmor, sind mit sehr geschmackvoller Bildhauerarbeit verziert. Es ist übrigens die einzige Dschamie Constantinopels, die sechs solche Thürme hat; selbst bei der St. Sophia prangen nur vier. Ein von hohen Platanen beschatteter Vorhof, um den sich eine flach gewölbte Colonnade hinzieht und in dessen Mitte marmorne Springbrunnen sprudeln, umgibt auf drei Seiten

den Tempel. In der stillen Abgeschiedenheit dieses gartenähnlichen Vorhofes, über mir das leise Wehen in den Baumwipfeln, neben mir das eintönige Rauschen der Fontainen und das Gemurmel der Betenden, die, bevor sie sich den ehernen Thüren des Heiligthums nahten, hier die vorgeschriebenen Abwaschungen vornahmen, habe ich oft den Gottesdienst nach meiner Art mit tieferer Andacht gepflegt, wie drüben in Pera in den christlichen Kirchen, wo der unmelodische Gesang der näselnden Menge, die sich hierin nach der musikalischen Manier der Griechen gebildet zu haben schien, jede innere Sammlung und Selbstbeschauung verbannte. —

Auf der andern Seite des Atmeidan führt in einem Hofe eine hölzerne Treppe in die vormalige Cisterne des Philoxenus hinab, zwischen deren Marmorsäulen — es mögen über 200 sein, die das Gewölbe stützen — jetzt griechische Seidenspinner ihr Handwerk treiben. Dicht dabei liegt das Irrenhaus, dem Türken ein geheiligter Raum, da er den Wahnsinnigen nicht für unglücklich hält, sondern für einen vom Himmel Begnadigten betrachtet. — Ein großes Gebäude, gegenüber der Achmets-Dschamie, scheint eine militairische Lehranstalt zu sein; wenigstens sah ich öfter junge, uniformirte Leute dort aus und eingehen. —

Der Atmeidan ist jetzt größtentheils öde; doch gewinnt er an den Freitagen — dem Sonn- und Ruhetage des Muhammedaners — mehr Leben, schon durch den häufigern Besuch der Moschee, hauptsächlich aber wenn der Sultan diesen Tempel, wie das öfter geschieht, zu seinem Andachtsorte auserwählt, oder wenn er hier erscheint, um einem Staats- oder Volksfeste beizuwohnen, zu welchen der Platz noch immer benutzt wird. — Zwischen militairischen Spalieren naht dann der Herrscher in glänzendem Zuge vom Serai her. Die neue unkleidsame Tracht seines militairischen Gefolges verschwindet unter der Fülle reicher, echt orientalischer Costüme der Hof- und Staatsbeamten. Menschen und Pferde schimmern in der Pracht edler Steine und Metalle. Da zeigt sich dann noch das orientalische Leben in seinem augenblendenden, dem Abendländer fremden Glanze. Jugendliche, gewandte Reiter üben, um einen gnädigen Beifallsblick des Sultans ringend, das ritterliche Dscherid-Spiel, jenes kunstvolle Werfen und Auffangen kurzer Lanzen. Rauschend tönt dazwischen die militairische Musik: Gaukler und Tänzer fesseln die unabsehbare Menge der Zuschauer. Eine regsamere Lust durchschwirrt den weiten Platz. Der todte Atmeidan scheint sich wieder zum lebendigen Hippodrom umzugestalten.

Während ich diese Skizze den flüchtigen Andeutungen meines Tagebuchs entnehme, lese ich noch die omineusen Worte: „Der angenagelte Bäcker.“ Es war an einem sonnigen Märztage, als ich von meinem Sitze vor dem Kaffeehause einen türkischen Beamten mit einigen untergeordneten Begleitern aus einer Nebenstraße auf dem Atmeidan erscheinen und einem nahen Bäckerladen zugehen sah. Das schien sogar die Neugierde einiger neben mir rauchenden, phlegmatischen Türken zu erregen, die sich erhoben, in die bei Seite gelegten Pantoffeln schlüpften und sich dem Laden näherten, welchem Beispiele ich auch folgte. Einer der Gerichtsbedienten war eben im Begriff, auf einer bei sich habenden Wagschaale das zum Verkauf ausgelegte Brod zu wiegen. Der Verkäufer, ein Grieche, stand mit einem Armensündergesichte dabei. Ein paar Brode bestanden die prüfende Abwägung, jetzt schob aber der Türke einen etwas mehr zurückgelegten Haufen vor, wog, und Brod auf Brod schnellte zu leicht wiegend in die Höhe. Ein fast unmerklicher Augenwink des Oberbeamten, worauf einer seiner Begleiter aus dem breiten Gürtel einen Hammer nebst einem recht ansehnlichen Nagel hervorzog und während ein anderer Gehilfe den Kopf des betrügerischen Bäckers seitwärts an den Thürpfosten drückte und den Ohrzipfel etwas in die

Länge zog, den armen Sünder ohne alle überflüssigen Worte mit dem Ohre an die Thür nagelte. Der Richter zog dann sein am Gürtel hängendes Schreibzeug vor, notirte einige Worte und der Executionstrupp zog weiter. Unterdeß hatten sich die constantinopolitanischen Gamin's in Menge um den „Ge=Öhrten" höhnend und spottend versammelt, während allgemach die zottigen, herrenlosen Wolfshunde, diese freiheitsliebenden Straßenbewohner Stambuls, herantrabten und sich, unbekümmert um das Schimpfen des Angenagelten, eine Semmel nach der andern vom Ladentisch herabholten. — Nach zwei Stunden, als mich mein Weg wieder über den Atmeidan führte, befand sich die Sache noch in statu quo. Erst bei Sonnenuntergang, wenn die Stimme des frommen Imam's vom Minaret herab zum Gebete ruft, wird der Bestrafte von einem Gerichtsdiener erlöst. Verfällt ein solcher Delinquent zum zweiten Male in diese Strafe, so ist man obrigkeitlicher Seits so aufmerksam, nicht das schon vorhandene Ohrloch zu benutzen, sondern man eröffnet mittels Nagelung ein neues. Ich habe bemerkt, daß die constantinopolitanischen Bäcker ihre Fez und Turbans sehr tief herabzuziehen pflegen, vermuthlich um sich vor dergleichen Schandlöchern zu bewahren, oder die vorhandenen schaamvoll zu bedecken. Wenn

wir in Europa nur nicht so civilisirt wären! Jene Strafmethode könnte auch bei uns von Nutzen sein, und eine Beantragung dieses Gegenstandes auf irgend einer deutschen Ständeversammlung wäre ersprießlich. Leider stemmt sich dagegen aber die Aufklärung; die Semmeln bleiben mager, und die Bäcker in Deutschland sind durchweg gut genährte Leute. —

7.

Ceremonien und Festlichkeiten bei der feierlichen Beschneidung eines Sultanssohnes.

Schon als ich mich im Jahre 1834 in Constantinopel befand, sprach man in aufgeregter Erwartung von den festlichen Tagen, die die Ceremonien der Beschneidung des ältesten Sohnes des Padi=schah bezeichnen sollten und die man in zwei Jahren erwartete. Ich habe weder in deutschen noch ausländischen Blättern etwas Näheres über jene, im Sommer 1836 stattgefundene Feierlichkeit gelesen, und es wäre darum vielleicht eine nicht unvollständige Schilderung derselben, wie sie früher gewesen, nicht unwillkommen, um so mehr, da die diesmalige Ceremonie, wodurch ein Sultanssohn in den Kreis rechtgläubiger Muselmänner aufgenommen wurde, von jener nicht sehr abgewichen sein mag, indem der jetzige Sultan, trotz seiner Neuerungssucht, sich dennoch nicht gerade an

solche Aenderungen wagt, die unmittelbar die religiösen Formen antasten.

Wenn der Prinz die Jahre erreicht hat, in welchen das Gesetz des Koran die Beschneidung befiehlt, so naht sich in feierlichem Zuge und Festkleidern, umringt von den vornehmsten Schwarzen, der Kislar=Aga, das Haupt der schwarzen Eunuchen und zugleich erster Chef des kaiserlichen Harems, um dem Sultan diese erfreuliche Begebenheit zu verkünden, wofür er nebst seiner ganzen Begleitung ansehnlich beschenkt wird. Der Großherr zeigt dagegen dem Kislar=Aga seinen bevorstehenden feierlichen Besuch im Harem an, um dort die Dauer, so wie die Art und Weise der Festtage zu bestimmen. Hier werden nun zu seinem Empfange alle Vorbereitungen getroffen. Die Basche=Kadunen (die vier Favoritsultaninnen führen diesen Titel, gleichbedeutend mit „Kaiserin") und alle übrigen Frauen — Odaliken — des Großherrn legen kostbare Gewänder an; am meisten aber strahlt die Sultane=Haseki, die Mutter des Prinzen, dem zu Ehren die Feierlichkeit stattfinden soll, im reichsten Putz mit Gold, Perlen und Edelsteinen, das Haupt mit Blumenkränzen geschmückt. Auf dem Turban des Prinzen selbst schimmert ein kostbarer Reiherbusch, umgeben von den seltensten Brillanten. —

Die Eunuchen schmücken schnell die Zimmer des Harems und errichten in den Gärten Triumphbogen von Blumen; die Sklavinnen begleiten ihren Gesang mit der Zither. Alles nimmt den Charakter der Freude und Heiterkeit an, und die Intriguen des Serai's scheinen auf einige Zeit ruhen zu wollen.

Wenn es nun heißt: „der Padischah ist im Anzuge!" begeben sich sämmtliche Damen in das große Audienzzimmer, wo die mittelste Stelle im Hintergrunde des Saals die Sultane-Haseki, ihren Sohn an der rechten Hand haltend, einnimmt. Am Eingangsthore des Harems erwartet der Kislar-Aga nebst mehreren der vornehmsten Verschnittenen den Sultan; von hier bis zu dem Audienzsaale bilden die Schwarzen Spalier. Dasselbe thun die weißen Verschnittenen vom Haremsthore bis zu den Wohnzimmern des Sultans.

Der Sultan hat nun seine Gemächer verlassen; vor ihm her gehen der Kapi-Aga (Haupt der weißen Eunuchen), der Chasnadar-Baschi (der Schatzmeister der kaiserlichen Schatulle), der Kilargi-Baschi (oberster Verpflegungsbeamter), der Serai-Agasi (Chef der kaiserlichen Zimmeraufseher) und mehrere andere Große. Zwei Leibwessire unterstützen den Sultan unter beiden Armen; hinter ihm folgt das Corps der Leibpagen (Idsch-Oglans) mit ihrem ersten Hofmeister, dem Haz-Oda-Baschi. Wenn man an dem

innern Haremsthore angekommen, treten alle Weißen zurück, indem der Kapi=Aga den Zipfel des kaiserlichen Pelzes küßt und alle Uebrigen mit tiefer Kopfbeugung Abschied nehmen.

Nun beginnt der Zug durch das Spalier der Schwarzen, den die Ceremonienmeister mit großen goldbeschlagenen Marschallsstäben anführen. Unmittelbar vor dem Sultan geht der Kislar=Aga. Rauschende Musik ertönt, mit einem großen Tusch und unter Vivatrufen öffnen sich die Flügelthüren des Audienzsaales, und der Großherr tritt ein. In diesem Augenblick neigen sich alle Damen bis tief zur Erde hinab, die Sultane=Haseki aber wirft sich mit dem Prinzen dem Sultan zu Füßen und küßt den Saum des großherrlichen Kleides. Auf einem in der Ecke des Saals errichteten Throne nimmt der Sultan Platz, ihm zur Linken stellt sich die Sultane=Haseki mit dem Prinzen, rechts die schwarzen Verschnittenen und rund umher rangiren sich die Basche=Kadunen und die andern Damen des Harems. —

Nun werden in goldenen Schalen dem Großherrn Erfrischungen servirt, kostbare Wohlgerüche durchziehen das Gemach. Dann zieht sich der Sultan in einen kleinen Pavillon zurück, um Einzelnen Audienz zu ertheilen, während welcher Zeit die Damen mit Süßigkeiten bedient werden. Wenn der Sultan in

dem Saal auf den Thron zurückgekehrt ist, stellen sich sämmtliche schwarze Hofbedienten nach ihrem Range in einem Halbkreis an den Wänden auf, sodaß der Kislar-Aga zunächst links dem Throne zu stehen kommt, der zwei Stufen über dem Boden des Saals erhaben ist. Auf der untersten Stufe knieen die Damen nieder, die dem Kaiser ihre Ehrfurcht bezeigen und den Saum seines Kleides küssen wollen. Wenn der Sultan mit einer von ihnen länger reden will, so darf sie sich zu seinen Füßen auf einem kostbaren Polster niederlassen. Da diese Feierlichkeit bis spät am Abend dauert, so bringt der Großherr diese Nacht in den innern Zimmern des Serai's zu, wo er von den schwarzen verschnittenen Idsch-Oglans bedient wird. —

Am folgenden Morgen tritt der „schwarze Divan" zusammen, d. h. der hohe Rath aus schwarzen Verschnittenen gebildet, in welchem der Sultan durch den Kislar-Aga den Tag der feierlichen Beschneidung verkünden läßt. Diese Nachricht wird durch einen Verschnittenen der Oberhofmeisterin des Harems und durch diese den Sultaninnen und Odaliken bekannt gemacht. Ein zweiter vornehmer Eunuch bringt diese Botschaft in's äußere Serai zu dem Kapi-Aga, dem Wessir-Assem (Kriegsminister der Landmacht) und dem „Divan der hohen Pforte".

Jetzt herrscht im ganzen Serai große Freude. Der Kapi=Aga läßt an alle seine Umgebungen Geschenke austheilen, die größtentheils in prächtigen Pelzen und Kaftans bestehen. Nun ist auch die Kunde aus den Mauern in die Hauptstadt gelangt und der Jubel verbreitet sich. — Der Harem ist aber zum Mittelpunkt der ersten Festlichkeiten bestimmt.

Da der Sultan dann gewöhnlich in Begleitung mehrerer seiner Damen die Gärten des Serai's zu besuchen pflegt, so wird dort Alles zu seinem Empfange aufgeputzt. Die Damen genießen dort alle Freiheiten, in welchen sie von ihren Aufseherinnen nicht beschränkt werden dürfen, und Alle streben durch die Entfaltung ihrer Talente und Reize die Aufmerksamkeit ihres Gebieters auf sich zu lenken.

Die Gärten sind indeß in ein Paradies verwandelt. Myrthen=, Oleander= und Jasminkränze wölben sich über die Gänge, Orangenbäume in voller Pracht verbreiten süße Wohlgerüche, Wasserfälle rauschen, Fontainen senden ihre Strahlen in die Luft, aus bemoosten Hügeln plätschern klare Quellen. An den anmuthigsten Plätzen läßt sich der Sultan nieder, rund um ihn her die Damen. Die verschnittenen Stummen und Zwerge führen vor ihm kleine Possen auf; die Sklavinnen erscheinen in den üppigsten und barocksten Verkleidungen, und suchen durch wollüstige

Tänze ihn zu erheitern. — Wenn der Abend anbricht, werden in den Gärten und auf den das Serai umgebenden Kais prachtvolle Feuerwerke abgebrannt, die auf den gegenüberliegenden Ufern von Topchana und Galata eine ungeheure Menge Zuschauer anlocken. Wenn dies beendet, verbreiten mehr als hunderttausend in den Haremsgärten angezündete Lampen eine magische Helle. Der Sultan und seine Damen nehmen dabei im Freien ein kostbares Nachtmahl ein, womit dieser festliche Tag sich schließt.

Am andern Tage werden die vom Großherrn für die Damen bestimmten Geschenke, die gewöhnlich in Gold- und Silberstoffen, kostbaren Shawls und Edelsteinen und Perlen bestehen, durch schwarze Verschnittene in den Harem gebracht und durch den Kislar-Aga vertheilt. Das reichste Geschenk erhält dann die Sultane-Haseki, und der Prinz gewöhnlich einen kostbaren mit großen Brillanten besetzten Dolch. —

An diesem Abende wird in den Gärten des Serai's ein Laternenfest nach chinesischer Art veranstaltet, sodaß die Gänge durch Laternen von allen Farben und in der interessantesten Zusammenstellung erleuchtet werden. Auf Befehl des Kislar-Aga sind außerdem aus der Hauptstadt, so wie aus deren Umgebung die geschicktesten Tänzerinnen in den Harem

gebracht, die dort durch ihre Kunst das Auge des Sultans und seiner Damen ergötzen müssen.

Während dies im Serai geschieht, feiern die vornehmsten Muselmänner in der Stadt das Fest auch in ihren Privatzirkeln. — Auf dem Atmeidan, dem alten byzantinischen Hippodrom, werden dagegen Anstalten zu den öffentlichen Festlichkeiten getroffen, Amphitheater und Bogen erbaut, und eins von dem ansehnlichsten Häusern zum Empfange des Sultans eingerichtet. Ein eigener Pavillon, aus welchem man den ganzen Platz übersehen kann, ist für den Sultan, zwei andere für den Prinzen und die Damen bestimmt. Alle strotzen von der ausgesuchtesten orientalischen Pracht. Andere Zimmer und Corridors sind für den übrigen Hofstaat eingeräumt, und elegante Logen für die fremden Gesandten hergerichtet. Auf andern Tribünen nehmen die Großen des Reichs ihre Plätze ein. Ein Meer von Menschen umgiebt den großen Schauplatz.

Um sieben Uhr Morgens erscheint aus dem Thore des Serai's der prachtvolle Zug, den das Militair eröffnet, Cavalerie und Infanterie. — Dann erscheinen in folgender Reihe: zwölf schwarze Verschnittene zu Pferde. Der Kapi-Baschi auf prachtvoll behängtem Rosse, umgeben von sechs schwarzen Sklaven zu Fuß. Dreißig oder auch mehrere vergol-

dete zweispännige geschlossene Wagen mit den kaiserlichen Damen, umgeben von schwarzen Eunuchen. Der Oberthürsteher des Harems zu Pferde. Der Serai = Agasi — Oberhofmeister der Pagen — zu Pferde. Dann der Oberceremonienmeister der Damen und der Obermundschenk des Harems — ebenfalls zwei verschnittene Schwarze. Der vergoldete Wagen der Sultane = Validé (Mutter des regierenden Sultans), begleitet von zwei Schwarzen. Dann zwei schwarze Eunuchen zu Pferde, nämlich der Oberkammerherr des Harems und der Oberschatzmeister der Kaiserin Mutter. Der Harem = Agasi, ebenfalls ein schwarzer Verschnittener, auf geschmücktem Rosse. Der prächtige Wagen der Sultane = Haseki. Der Oberaufseher ihrer Gemächer zu Pferde. Der Oberinspector der Gärten des Harems zu Pferde Eine Abtheilung schwarzer Verschnittener nebst einem ihrer Chefs zu Pferde. Die weißen Eunuchen, angeführt von zwei Kapidschi = Baschi. Dann die Offiziere, welche die Schüsseln des Sultans tragen und den Kaffee und Scherbet kredenzen, wenn er außer dem Serai speist, Alle zu Pferde. Zehn Stallknechte, prächtige und kostbar geschmückte Hengste aus dem Marstalle führend. Funfzig Hofdiener zu Fuß, die Jagdhunde des Sultans führend. Der Dogand = Baschi (Oberjägermeister) nebst zwanzig Jagdpagen zu

Roß. Die Stummen und Zwerge des Harems zu Pferde. Die Leibpagen zu Pferde. Der Haz-Oda-Baschi (Oberschatzmeister), Serai-Agasi (Oberschloßinspector) und Kilargi-Baschi (Oberspeisemeister), alle drei weiße Verschnittene zu Pferde. Nun der Kapi-Aga und Kislar-Aga auf prachtvollen Pferden. Die Peiks (eine Art Hofbedienten) mit silbernen Helmen auf dem Haupte, zu Pferde. Der Tschokadar-Aga, d. h. der, der das Felleisen trägt, in welchem sich einige Kleider des Sultans, zum Wechseln befinden. Der Ibrikdar-Aga, die goldene Trinkschale des Kaisers tragend. Der Tulbendar-Aga, den kaiserlichen Turban tragend. Der Chasnadar-Aga (Privatschatzmeister des Sultans) zu Pferde, der, so lange der Zug dauert, neugeprägte kleine Münzen unter das Volk wirft. Der Selikdar-Aga zu Pferde, den kaiserlichen Säbel tragend. Endlich eine starke Abtheilung von Bogenschützen.

Inmitten dieses glänzenden Zuges reitet der Sultan selbst und ihm zur Rechten (bei den Türken der geringere Ehrenplatz) der junge Prinz, dem zu Ehren alle diese Festlichkeiten stattfinden. Der Schmuck der beiden erlauchten Personen und ihrer Rosse geht beinahe in's Unschätzbare. Es ist ein Glanz, als ob alle Herrlichkeiten der Welt am Bosporus zusammengeströmt wären, um dies Fest zu verherrlichen.

Unter rauschender Musik auf dem Hippodrom angelangt, begeben sich der Sultan, der Prinz und die andern höchsten und hohen Herrschaften auf die für sie bestimmten Plätze, wo sie von dem Jubelruf des Volks empfangen werden. Der junge Prinz, um dafür zu danken, wirft mit freigebiger Hand Gold- und Silbermünzen unter die Menge.

Die fremden Gesandten überreichen nun Geschenke ihrer Souveraine dem Sultan; dann werden Erfrischungen servirt und auch sogar in großer Menge unter das zuschauende Volk vertheilt.

Hinsichtlich der Feierlichkeiten, die nun auf dem Atmeidan stattfinden, werfen wir einen Blick auf jene zurück, die damals begangen wurden, als Muhammed, Amurats Sohn, in die Gemeinschaft der wahren Muselmänner aufgenommen wurde. Sie mögen als Maßstab der Eigenthümlichkeit orientalischer Volksfeste dienen.

Es erschien zuerst der Mufti unter einem Baldachin auf dem Rücken eines Kameels sitzend und in einem großen Buche lesend. Umgeben wurde er von einer Menge Geistlicher, unter welchen sich die Derwische sowohl durch ihre burlesken Anzüge, als auch durch ihre religiösen Uebungen auszeichneten, wohin das Selbstpeinigen mit Messern u. dgl. m. gehörte. Nachdem dieser Zug den Platz umkreist hatte, übergab

der Mufti die Geschenke der Geistlichkeit, aus kostbaren Religionsbüchern bestehend, wobei er vom Sultan mit großer Ehrerbietung behandelt wurde. — Nach den muselmännischen Geistlichen erschienen die christlichen, unter Anführung der beiden Patriarchen von Constantinopel, nämlich des griechischen und armenischen, und sangen, bei dem Sultan angelangt, ein Gebet ab, in welchem sie den Segen des Himmels für den Beherrscher der — Ungläubigen erflehten. Ihr Geschenk bestand in einem silbernen Gefäß, angefüllt mit Goldmünzen.

Nun nahte sich die Innung der Kaufleute, ungefähr 1000 Köpfe stark, und zwar Muhammedaner, Christen und Juden. Nach ihrem reichen Aeußern konnte man sie eher für Fürsten als für Kaufleute halten. Ihnen folgte ein von Kindern, als Liebesgötter gekleidet, gezogener Wagen, auf dem sich eine Bude befand, die mit Gold- und Silberstoffen aller Art gefüllt und für den Sultan zum Geschenk bestimmt war.

Nach den Kaufleuten kamen die Goldschmiede, deren Anzüge, mit Gold und Silber bedeckt, schon ihren Stand ankündigten, und die Juwelen- und Perlenhändler, deren Gewänder von kostbaren Steinen und Perlenstickereien strotzten. Sie legten mehrere Meisterstücke ihrer Kunst dem Großherrn zu Füßen.

Darauf folgte die Zunft der Seidenweber, die, indem sie dreimal den Platz umzogen, auf eigens dazu hergerichteten Weberstühlen einen Seidenstoff anfertigten und ihn dem Sultan als Geschenk überreichten.

Auf zwei Kameelen führten die Teppichfabrikanten kostbare mit Gold und Silber durchwirkte Teppiche als Geschenk für den Sultan mit sich.

Die Federschmücker hatten auf erfinderische Art mehrere Vögel in Lebensgröße verfertigt, die künstlich in der Luft zu fliegen schienen, als wären sie lebendig. Knaben in Anzügen von bunten Federn folgten mit hohen Stangen, auf welchen kostbare Federbüsche prangten.

Nun folgten die Schneider, von welchen ein Theil in voller Arbeit auf einer großen von Lastträgern gezogenen Schleife saß.

Dann die Schuster, die in ihrem Gefolge zwanzig mit Büffeln bespannte Wagen hatten, auf welchen Meister und Gesellen beschäftigt waren, Paputschen (Ledersocken), Sandalen, Pantoffeln und Stiefeln zu verfertigen. Von den letztern überreichten sie mehrere Paare von dem schönsten gelben Korduan dem Sultan.

Die Kürschner mit einer Menge Maulthiere, die mit den kostbarsten Fellen behängt waren,

und die Mützenmacher mit schönen Proben ihrer Arbeit.

Die Waffenschmiede erschienen im glänzendsten Aufzuge. Die von ihnen zur Schau getragenen Säbel, Messer, Handschars, Pistolen und Flinten, so wie die Wehrgehänge und Pulvertaschen schimmerten von Gold und Silber. Diese reiche Zunft beschenkt den Sultan mit einem kostbaren ungeheuern Säbel von fünf Fuß Länge.

Die Zinngießer, die eine Menge schöner Gefäße mit sich führten, übergaben dem Großherrn eine Terrine von 20 Fuß im Durchmesser.

Die Blech-, Messer-, Eisen- und Kupferschmiede erschienen mit Producten ihrer Kunstfertigkeit, eben so die Töpfer und Steinmetzen.

Dann folgten die Sattler mit herrlichen Sätteln, Zäumen, Gurten u. s. w. — Die Glasmacher bliesen verschiedene Gläser auf dem Atmeidan, unter Anderem für den Sultan eine so große Wasserflasche, daß darin wohl ein paar Fässer Platz gehabt hätten.

Die Bäcker vertheilten eine Menge Kuchen unter das Volk. Die Fleischer schlachteten mitten auf dem Platz und gaben das Fleisch dem Pöbel preis.

Die Gärtner legten vor dem Monarchen die schönsten Blumen und Früchte nieder.

Die Zuckerbäcker brachten auf einem niedern Wa-

gen einen aus Zucker gebackenen lebensgroßen Reiter nebst dem Pferde, und trugen Rosen und Lorbeerkränze, ebenfalls von Zucker, in den Händen.

Die Maler führten ein hölzernes Haus mit sich, das bunt bemalt und mit Versen aus dem Koran geschmückt war.

Sogar die Lastträger erschienen mit ihren Tragmaschinen, die Pferdevermiether mit ihren Rossen und die Hirten mit ihren Heerden.

Zuletzt kamen die Juden Constantinopels. Dreihundert Jünglinge dieser Nation zogen in drei Abtheilungen in den Trachten verschiedener Völker einher. Die erste war französisch gekleidet und bewaffnet, die zweite in altspanischem, und die dritte in schweizer Costüm. Dieser folgte eine große Menge Drachen, Schildkröten und Ungeheuer, die künstlich über den Platz krochen. Den Schluß machten Andere in karikirten Kleidungen.

Nachdem der Sultan alle diese Glückwünschenden empfangen hatte, kehrte er in der Stille mit seinem Gefolge in's Serai zurück. Für das zurückbleibende Volk wurde aber durch allerlei Schauspiele gesorgt.

Auch im Serai begannen neue Belustigungen. Sobald der Abend angebrochen, wurden die Gärten mit Transparents geschmückt, und später mußte die ganze im Hafen zu Constantinopel und bei Gallipoli

liegende Flotte ein großes Manoeuvre im Feuer auf dem Meere ausführen. Der Sultan sah in Gesellschaft seiner Damen diesem Schauspiele aus einem an dem Kai des Serai's gelegenen Kiosk zu.

Am andern Morgen wurden auf dem Hippodrom die Lustbarkeiten erneuert und mit Aufführung kriegerischer Schauspiele begonnen. Der Großwesir, um seinem Gebieter ein deutliches Gemälde seiner Siege über die Christen zu geben, hatte zwei Schlösser von Holz errichten lassen, wovon das eine mit Türken, das andere mit Bewaffneten besetzt war, welche Christen vorstellten. Es begannen nun Gefechte, die mit der Einnahme und Demolirung des christlichen Schlosses endigten.

Aehnliches hatte der Kapudan-Pascha veranstaltet. Es erschien künstlich aus Holz und Pappe gefertigt die Insel Cypern, und dann türkische Schiffe auf Rädern, welche endlich die Insel eroberten; scheinbar wurde ein Theil der christlichen Besatzung niedergehauen und ein anderer in Ketten gelegt. — Rumelier und Albanesen zu Pferde kämpften dann gegeneinander mit Lanzen, wobei mehrere Pferde getödtet wurden. Hierauf begann ein Caroussel, in welchem von Reitern Ringe mit der Lanze abgestochen wurden. Für jeden Ring gab der Sultan zur Belohnung einen goldenen kleinen Reif. — Dann wurde das

bei den Türken beliebte Dscheridwerfen mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt, und hierauf von den Bogenschützen auf große Entfernung mit Pfeilen nach Aepfeln geschossen. Kunstreiter, stehend auf den Pferden, führten nachher mehrere Productionen aus.

Die Festlichkeiten dieses Tages wurden damit beschlossen, daß der Sultan sich mit seinem ganzen Gefolge an das adrianopolitanische Thor begab und dort 4000 Lämmer und Ochsen feierlich opfern ließ. Dann steckte man die Ochsen ganz an ungeheure Spieße, in den Ochsen ein Lamm, in dieses ein Huhn und in dieses ein Ei. Nachdem alles dies gebraten war, wurde es dem Volke preisgegeben.

Am folgenden Tage zeigten sich auf dem Hippodrom verschiedene Gaukler mit ihren Künsten. Einer derselben schloß einen nackten Knaben mit dreißig dicken Schlangen in ein großes Faß ein und nahm den Burschen nach einiger Zeit unversehrt wieder heraus. — Dann legte man ein lebendiges Kind in ein Grab und bedeckte es mit Erde, während dem dasselbe deutlich sprach und nach einer geraumen Zeit wieder gesund aus dem Grabe aufstand. — Ein anderer Gaukler legte sich nackt mit dem Rücken auf die Schneide mehrerer Säbel, nahm dann auf den Leib einen schweren Ambos und ließ auf diesem ein Stück Eisen hämmern. Dann nahm er ein Huf-

eisen zwischen die Zähne und riß mit den Händen ein Stück davon ab. — Hierauf zerbrach er eine starke Pflugschar mit drei Faustschlägen, bestrich Zunge und Gesicht mit einem glühenden Eisen u. s. w. — Ein Anderer ließ auf seinem Kopfe einen großen Stein mit Hämmern zerschlagen und ging mit bloßen Füßen auf spitzigen Messern, ohne sich zu verwunden.

Die großherrlichen Fechter und Ringer, ganz nackt und den Körper mit Oel bestrichen, ließen ihre Stärke und Gewandtheit sehen. Man sagt, diese Leute enthielten sich ganz und gar des Genusses des andern Geschlechts, weil sie behaupten, auf diese Weise länger ihre körperliche Stärke zu erhalten.

Auch erschienen zwei Elephanten und eine Giraffe auf dem Hippodrom. Der eine Elephant trug auf dem Rücken einen mit sechs Soldaten besetzten Thurm; der andere machte mehrere Kunststücke.

Am Abend beschlossen mehrere Feuerwerke die Lustbarkeiten. Nach Endigung derselben haben sich Diejenigen zu melden, die Renegaten werden wollen. Damals erschienen mehr als viertausend Griechen zu diesem Zweck, die sich vor dem Großherrn niederwarfen und dann ihre Mützen mit Füßen traten, als Zeichen, daß sie es mit ihrer Religion auch so machten. Der Mufti befahl ihnen dann, den Zeigefinger

der rechten Hand in die Höhe zu heben, als Beweis ihres Glaubens an die Einheit Gottes. Dann mußten sie mit lauter Stimme rufen: „Allah il Allah, ü Muhammed resül illah!“ (Gott ist Gott und Muhammed sein Prophet). Dann wurden sie in besonders zu diesem Zweck erbaute Pavillons geführt, wo sie beschnitten wurden.

Wenn dies Alles beendet, so wird der junge Prinz, der König der Festlichkeiten, in das Zimmer seines Vaters, des Sultans, geführt. Zugleich versammeln sich hier die Großen des Hofes und die Wesire der hohen Pforte nebst den Ulemas. Einer der ersten Eunuchen verrichtet dann an dem Prinzen die Ceremonie der Beschneidung.

Wenn er nach einigen Tagen geheilt ist, stattet er den Abschiedsbesuch bei seiner Mutter ab, da er nun den Harem ganz verläßt, um die Wohnung der erwachsenen kaiserlichen Prinzen zu beziehen.

Die Sultane-Haseki und die andern vornehmen Damen des Serai's überhäufen den jungen Sultanssohn mit Geschenken, und alle Großen des Hofes und des Reiches sehen sich, der Sitte gemäß, ebenfalls dazu gezwungen. Der Sultan ordnet ihm dann sein Haus und seinen Hofstaat,

gibt ihm einen Lehrer, mehrere Eunuchen zur Bedienung und einen Verschnittenen von hohem Rang zum Gouverneur, der dann in Zukunft für jeden Schritt des Prinzen verantwortlich ist.

8.

Besuch auf dem Avret-Bazar. — Die Sklaven in der Türkei. — Die ehelichen Verhältnisse im Oriente. — Einiges über die Weiber.

Schon bei meiner ersten Anwesenheit in Constantinopel hatte ich versucht, in den Avret-Bazar, den Damenmarkt, einzudringen, war aber, noch auf ziemlich gelinde Art, weil ich eine türkische Schutzwache bei mir hatte, mit der ich kurz zuvor das Innere der Sophien-Moschee besehen, hinauscomplimentirt worden, da es Nicht-Mahommedanern verwehrt ist, jenen Ort zu betreten. — Die nahe Abreise des —schen Geschäftsträgers, der in Abwesenheit des Gesandten fungirt hatte, veranlaßte ihn, wie es gewöhnlich kurz vor der Abreise der fremden Minister der Fall ist, sich auch einen Firman zur Besichtigung des Weibermarktes zu verschaffen, weniger um seine Neu-

gierde zu befriedigen, als um dadurch den ihm Attachirten und Empfohlenen eine Gefälligkeit zu erweisen. Natürlich profitirte ich von solch' guter Gelegenheit und schloß mich der Gesellschaft an, die an einem schönen Morgen nach Topchana hinabstieg und von dort in mehreren Booten nach der „Stadt" hinabfuhr. Wir landeten bei dem an der großen Hauptmauth belegenen Fischerthore, schauten die Moschee der Sultane-Validé an, drängten uns durch das Gewühl des ägyptischen Marktes — Missr tscharschissi —, kamen dann an die Hauptwerkstätte des „Kaffeestoßens" — Tahmis —, wo dies türkische Labsal in hölzernen Mörsern zu der Feinheit des spanischen Schnupftabaks zermalmt wird, und gingen dann über den langen Markt — Usun tscharschissi —, an den Jeni- und Validé-Chan's, diesen großen Waarenniederlagen, vorüber, bis zur Osman-Moschee. Indem man nun südlich zwischen dieser und dem Besestan mit seinen gewölbten Markthallen einbiegt, trifft man auf ein Thor, das den Eingang des ersehnten Stapelplatzes weiblicher verkäuflicher Schönheiten bildet. —

Der Avret-Bazar ähnelt ganz und gar den Chan's, welche ich hier in Constantinopel schon öfter besucht, und die mich in Adrianopel und andern bedeutenden Städten der Türkei oft auf meiner Reise

beherbergt hatten. Ein viereckiges, nur aus einem etwas erhöhten Erdgeschosse bestehendes Gebäude umgiebt einen großen, theilweise mit Rasen belegten Platz. Rundum vor dem ganzen Gebäude läuft eine offene Galerie, zu der ein paar Stufen hinaufführen und die oben durch das weit vorspringende, auf schmucklosen, hölzernen Säulen ruhende Dach bedeckt wird. Von diesem einfachen Porticus führen Thüren in die einzelnen Gemächer, die ihr Licht durch zwei Fenster, wovon ein's über das andere, neben der Thür befindlich, erhalten, und die dann wie Marktbuden an die Sklavenhändler vermiethet werden. Doch läßt der Kaufmann seine süße Fleischwaare nie über Nacht in diesen Räumen, sondern zieht Abends mit seiner interessanten Heerde nach seiner in der Stadt befindlichen Wohnung, von wo er sich am andern Morgen wieder auf dem Markte einfindet. — Es war heute ein schöner Tag und deshalb befanden sich die Damen meistentheils außerhalb ihrer Gemächer in scheinbar sorgloser Ruhe auf der Galerie und auf dem Rasen des Platzes. Nur einige der Verkäufer, denen die Anwesenheit der ungläubigen Franken ein Greuel deuchte, jagten ihre Pflegebefohlenen in die Buden hinein, um sie nicht unsern profanen Blicken auszusetzen. Den Christen und Nicht-Mahommedanern ist bekanntlich der directe Ankauf eines Mädchens

untersagt, die, sollten sie ein Gelüst nach dem Besitz solcher Waare in sich spüren, diese nur durch einen moslemitischen Unterhändler an sich bringen können. — Es blieb außerhalb der Boutiken noch genug Augenweide zurück, an der wir uns sattsam ergötzten und wobei bei Manchem von uns der Wunsch rege wurde, recht viel Beutel voll Piaster zu besitzen, um gegen todtes Metall dieses frische Leben einzuhandeln. — Obgleich der Hauptstapelplatz für Negerinnen eigentlich Cairo ist, so fanden sich doch auch hier in Menge recht anmuthige Exemplare dieser schwarzen Waare, die gemischt mit den weißen mich an die Nationalfarben des Vaterlandes erinnernd, in echt preußische Stimmung versetzten. —

So lange Griechenland unter türkischer Herrschaft stand, lieferte es eine große Quantität seiner Töchter hier an den Markt; jetzt sind die hellenischen Producte seltener geworden und die kaukasischen Länder erfreuen sich deswegen eines stärkeren Absatzes in diesem Artikel. Man glaube aber nicht, daß die Mädchen dort geraubt werden; die Eltern, deren Ehe mit vielen Töchtern gesegnet, verkaufen diese Sprößlinge freiwillig, da ihrer nicht ein so düsteres Schicksal wartet, wie man sich im Abendlande etwa bei dem Worte „Sklavin" vorstellen mag. Ist das Mädchen schön, so kann sie die geliebte Gattin ihres Käufers

werden und in behaglicher Ruhe, die das einzige Ziel der Orientalinnen ist, ihr Haremsleben dahinträumen und spielen. Die, welche als sogenannte Sklavinnen verkauft werden, haben es größtentheils wohl besser, als unsere Dienstboten in Europa, da sie bei der Menge der Dienerschaft, die in türkischen Häusern stets vorhanden, weniger Arbeit haben und von ihrer Herrschaft schon deshalb gut behandelt werden, da hier die gekaufte Dienerin gleichsam ein kleines Capital ist, das man doch so lange zu erhalten sucht, wie möglich. —

Daß die Mädchen, die wir hier sahen, mit ihrem Loose zufrieden waren, bewies die Heiterkeit, mit der sie untereinander scherzten, wobei sie, nach ihren Blicken und Pantomimen zu urtheilen, auch ihren Witz an uns zu üben schienen.

Unter den weißen Mädchen des Marktes fanden wir beinahe keine häßlichen, dagegen mehrere ausgesucht schöne, was natürlich, da die Verkäufer gerade in Constantinopel, wo sich der Reichthum der Türkei concentrirt, auf den gewinnreichsten Absatz rechnen können. Die meisten stammten, wie schon bemerkt, aus den kaukasischen Ländern, und unter diesen glänzten einige wahre Prachtexemplare von 12 bis 15 Jahren, doch körperlich vollkommen ausgebildet. An allen diesen bewunderten wir den zarten, weißen, nur

mit einem leichten Roth überflogenen Teint; die zierliche, reizende Figur, die sanft gerundeten Formen des Nackens, des Busens und der Hüften, die natürlich-schlanke, durch keine Schnürbrust erzwungene Taille. Die meisten hatten dunkelbraunes Haar, das Auge von derselben Farbe; doch einige, was bei Südländerinnen, wie bekannt, eine Seltenheit, blaue Augen und blonde Haare. Ein junger, wie es schien, den Franken nicht abgeneigter Türke, der als Artillerieoffizier zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Paris gewesen, hatte sich uns als freiwilliger Cicerone angeschlossen und erzählte uns, daß die blonden Schönheiten, die sich bald zu einem üppigen Embonpoint zu formiren pflegen, deshalb von seinen Landsleuten, welche fein- und zartgebaute Weiber weniger als die hyper-üppigen (vulgo fetten) liebten, eher begehrt würden. —

Vor einer Gruppe von ungefähr acht bis zehn allerliebsten Mädchen stand ein bejahrter, vornehm aussehender Türke — so einer nach dem alten Schlage, der seinen Turban und seine nationelle kleidsame Tracht noch nicht mit der unförmigen neuen vertauscht hatte — und beschäftigte sich vermittelst einer auf die Nase geklemmten Brille mit einer sorgsamen Ocular-Inspection der appetitlichen Waare, die ihm der Kaufmann, der mit langer Pfeife daneben kauerte,

in gewichtigen Worten anzurühmen schien. Als Succurs hatte der Kauflustige ein altes Weib neben sich, die, ohne gefährlich zu werden, ihrer Verhüllung eben nicht bedurft hätte. Endlich schien der Herr sich für ein reizendes Wesen von etwa 15 Jahren entschieden zu haben, das mit gesenktem Auge seines Looses harrte. Par ordre begann nun das alte Weib eine handgreifliche Untersuchung des jugendlichen Körpers, da der türkische Mann sich so etwas selten erlaubt und stets gegen das weibliche Geschlecht, obgleich er dies als ihm untergeordnet betrachtet, einen sittlichen Anstand zu behaupten pflegt. — Die Alte berührte den vollen schwellenden Busen des Mädchens. — Alles in bester Ordnung! — Gut! — Der Käufer drückte durch eine Pantomime seine Zufriedenheit aus. — Dann kamen die runden üppig geformten Hüften und Schenkel an die Reihe. — Alles in bester Ordnung! — Gut! — Der Käufer wiederholte seine Pantomime, da besonders die Inspectrice eine baldige, wünschenswerthe Ueberfülle prophezeite. — Dann flüsterte der Herr einige Worte der Alten zu und diese entfernte sich mit dem Mädchen in ein's der Gemächer. Nach einigen Minuten erschienen Beide wieder, und der Bericht lautete, daß auch Dasjenige da sei, was man bei einem Mädchen ungern zu vermissen pflegt. — „E-ü! pek e-ü!

Gut! sehr gut!" ließ sich der gänzlich befriedigte Käufer vernehmen. In fünf Minuten war man über den Kaufpreis einig, der, wie man uns sagte, ungefähr 800 Thaler Preußisch betrug; die Alte verhüllte mit einem mitgebrachten dunkelgrünen Mantel (Feredsché) und dem weißen Schleier (Murlin) die gekaufte Schöne, und wir hatten das reizende Wesen vermuthlich in unserm Leben zum letzten Male erblickt. Es ist wahrhaftig gar nicht so übel, ein reicher Türke zu sein! —

Die schönen Mädchen waren sämmtlich mehr oder minder auf phantastische, ihre Reize mehr erhebende Art geputzt; die geringere Sorte in weißer oder farbiger Leinwand, die meisten Negerinnen aber nur mit einem, um die Taille gegürteten Hemde bekleidet. — Diese Letztern sollen, wie man uns versicherte, auch am niedrigsten im Preise stehen, sodaß sie für 70 bis 80 Thaler losgeschlagen werden. — Ich muß hier den Selbstlober machen und mich, was weibliche Anmuth betrifft, eines ziemlich geläuterten Geschmacks rühmen. Sollte ich also einmal an Eisenbahnactien einen guten Gewinn erringen, so würde ich wieder einen Ausflug nach Constantinopel machen, um mir dort eine ebenholzfarbige Schöne, etwa zur Führung meines Hauswesens, zu erhandeln. Abstrahirt man von der für ein abendländisches Auge ungewohnten

Gesichtsbildung der Afrikanerinnen, so kann ich versichern, daß man selten schönere, den strengsten Anforderungen genügende Körperformen findet, als bei 13- bis 16jährigen Negerinnen. Da erblickt man nichts Eckiges, sondern das Auge ruht mit Wohlgefallen auf den anmuthigen, mit sammetweicher Haut bedeckten Wellenformen. Und wie in dunkler Kohle so glüht in diesen schwarzen Kindern einer heißen Sonne ein lebendes und belebendes Feuer; doch nur hier im Oriente, wo selbst die Sklavin sich einer milden Führung erfreut. Unter der Peitsche der Sklavenvogts im freien Amerika, wo die Freiheit so weit geht, den Menschen tiefer als das Thier hinabzuwürdigen, verkrüppelt freilich Körper und Seele, und am häufigsten der des zartern Weibes. —

Selten genießen die Negerinnen in der Türkei die Ehre, das Bett ihres Herrn zu theilen, sondern sie werden größtentheils für den Dienst des Harems verwendet. Auch verheirathet ihr Gebieter sie öfter an weiße Sklaven, wonach sie dann als Ammen für die Kinder der rechtmäßigen Gemahlin benutzt werden. —

Die Behandlung der Sklaven ist bei den Türken, wie schon oben bemerkt, sehr mild. Gewöhnlich kauft man sie schon in früher Jugend, sowohl Knaben als Mädchen, und erzieht sie dann mit den

Kindern des Hauses. Nur wie diese und nicht härter werden sie, geben sie Anlaß mit ihnen unzufrieden zu sein, bestraft, oder es wird ihnen damit gedroht, sie zu verkaufen, was aber selten und nur bei entschiedener Unverbesserlichkeit geschieht. Mohammed hat im Koran bestimmt, daß die Sklaverei nur höchstens neun Jahre dauern soll, und hiernach pflegt der Türke, der streng seine Glaubensvorschriften befolgt, sich auch zu richten. Fromme, deren man gewiß mehr bei den Mohammedanern als bei den Christen findet, schenken ihren Sklavinnen oft schon viel früher die Freiheit und verheirathen sie dann, indem sie sie gleich einem Familienmitgliede ausstatten. Stirbt der Hausherr, so geschieht es fast ohne Ausnahme, daß seine Sklaven beiderlei Geschlechts frei werden; auch wenn er dies nicht im Testamente angeordnet, so halten die Erben es gewissermaßen für Pflicht, es zu thun. — Durch die Gleichstellung der Sklaven mit den andern der patria potestas unterworfenen Familienmitgliedern des Hauses kommt es auch leichter vor, daß der Hausvater wohl seinen Sohn mit einer guten Sklavin verheirathet, oder die Hand seiner Tochter einem seiner Lieblingssklaven giebt. Von dieser freilich dem europäischen Vorurtheil widerstrebenden Sitte hat sich sogar in neuerer Zeit der Sultan nicht entfernt und

seine Tochter an Halil-Pascha verheirathet, der, nach türkischen Begriffen, weiter nichts als ein Sklave des Großherrn ist. Eben so sind ja die Frauen des Beherrschers der Gläubigen selbst nur gekaufte Sklavinnen.

Der türkische Offizier, der uns begleitete und sich in seiner Unterhaltung als einen gebildeten und über die kleinlichen Vorurtheile seines Volks hinweggehenden Mann kund gab, ließ es sich angelegen sein, uns diese Verhältnisse, die hier nur kurz angedeutet sind, umständlich auseinander zu setzen. Auch unterrichtete er uns von dem Grunde, aus welchem mehrere Kaufleute bei unserer Ankunft sich mit ihren Mädchen entfernt hatten. Es herrscht nämlich bei den Türken der — auch noch bei dem niedern Volke in Ungarn verbreitete — Aberglaube des „bösen Blicks". Dieser sei, nach ihrer Meinung, besonders den Ungläubigen eigen und habe die Kraft, den Gegenstand, der von dem „bösen Auge" angesehen wird, zu beschädigen oder zu verderben. Die Vernünftigen, meinte der Erklärer, lächelten freilich über solchen Aberglauben, doch gäbe es noch viele Strenggläubige, die fest darin verharrten. —

Bei einem Besuche, den ich, bald nachdem ich den Avret-Bazar mit Muße besehen, bei dem schon früher in diesen Blättern erwähnten, gastfreundlichen

französischen Renegaten abstattete, theilte mir dieser Mehreres über den Zustand des weiblichen Geschlechts im Oriente mit. Frühere europäische Reisende dürften eben so wenig wie ich nach persönlicher Anschauung über diese Verhältnisse geurtheilt haben, da vor einem Franken der Harem des Mohammedaners sich nie eröffnet. Eben so wenig konnten reisende europäische Damen, wenn es ihnen auch erlaubt war, einen Tag in einem Harem zu verweilen, ein genügendes Urtheil fällen, da Das, was sie dort in der kurzen Zeit sahen, nur eine durch ihren Besuch veranlaßte Ausnahme von der Regel des gewöhnlichen Haremslebens war. —

Wohl nirgend stehen die Sitten, wie sich auch die Zeit verändere, so fest, wie im Oriente, und wenn auch der jetzige Sultan in neuester Zeit Manches, und mit günstigem Erfolge, zu ändern versuchte, so hat er es doch nicht gewagt, an den uralten Grundfesten des Herkommens und der Gewohnheiten zu rütteln. Die vor Kurzem durch englische Blätter verbreiteten Nachrichten von den durch Mahmud angeblich umgestalteten Haremsverhältnissen haben sich als britische Lügen und Märchen erwiesen. Der Harem des jetzigen türkischen Herrschers besteht noch so, wie einst der des weiberliebenden Salomo, des Xerxes, Darius und anderer morgenländischer Fürsten

bestand. Alle fränkischen Reisenden sind bis jetzt mit Tadel über die Behandlung und den Zustand des weiblichen Geschlechts im Oriente hergefallen, haben als tapfere Ritter der unsichtbaren Haremsdamen wenn auch keine Lanze gebrochen, so doch manche Feder stumpf geschrieben, und das für ihre eignen falschen Ideen. Ich erlaube mir dagegen, zu behaupten, daß der Zustand des Weibes im Oriente ein glücklicher ist. —

Was zuförderst die vielgetadelte „Vielweiberei" betrifft, so denkt man in Europa bei diesem Worte gewöhnlich etwas zu quantitativ, indem man gleich wenigstens ein Dutzend Gemahlinnen supponirt und dabei vergißt, daß der Koran dem Manne höchstens vier rechtmäßige Frauen gestattet, eine Erlaubniß, die auf naturgemäßen Gründen beruht. — Das südliche Klima verleiht bekanntlich dem Manne eine regere Lebenskraft, eine größere Fülle männlicher Kräfte. Das Gesetz Mohammed's befiehlt, daß der Gatte die schwangere Gattin nicht mehr berühren soll. So müßte der an Genuß gewöhnte Morgenländer sich also während dieser Zeit einen Zwang anlegen, den die Natur selbst nicht verlangt. Wo der Abendländer in solchen, ihm durch den Zustand der Gattin gebotenen Enthaltsamkeits-Perioden oft rücksichtslos Befriedigung seiner Triebe sucht, flüchtet der Orientale

in die Arme der rechtmäßigen zweiten Gattin. Ist daher eine Sitte zu tadeln, die durch die natürliche körperliche Beschaffenheit und durch das Gesetz des auf solche Verhältnisse sorgsam rücksichtnehmenden Religionsstifters bedingt ist? Es ist ferner erwiesen, daß im Orient die weiblichen Geburten die männlichen übersteigen, und so dürfte hier, wo das weibliche Geschlecht fast durchaus von einer erwerbenden Geschäftsthätigkeit ausgeschlossen ist, die Polygamie wieder als ein geeignetes Mittel zur Versorgung vieler, sonst hülflos bleibender Mädchen zu billigen sein. — Man bedenke aber dabei, daß nur die reichern Moslims in den Stand gesetzt sind, mehr wie eine Gattin zu erhalten und daß sich nach ziemlich genauer Untersuchung das Verhältniß Derer, die eine, zu Denen, die zwei Frauen besitzen, wie 5 zu 100, zu Denen aber, die mit mehr als zwei ehelich verbunden sind, wie 1 zu 100 feststellt. Wie gesagt, bestimmt der Koran die höchste Anzahl rechtmäßiger Frauen auf vier; die Zahl der Sklavinnen ist freilich nicht beschränkt, und wenn sich diese auch der nähern Gunst ihres Herrn erfreuen, so sind sie doch stets nur Dienerinnen seiner wirklichen Gattinnen. Ein ähnliches Verhältniß, wie dies im Harem der Reichen stattfindet, herrscht auch in dem des Sultans, wo aber die Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß dieser keine

eigentliche durch eine Ceremonie bekräftigte eheliche Verbindung mit einem Weibe eingeht, sondern vier seiner Lieblingssklavinnen durch die Ertheilung des Titels: „Basche-Kadunen“, zum Rang der Gebieterinnen aller übrigen, im Harem befindlichen weiblichen Individuen erhebt. —

Ein anderer zu berücksichtigender Grund, der für die dortige Polygamie spricht, ist der, daß, während der Mann im Oriente gewöhnlich bis in sein spätestes Alter seine männliche Kraftfülle behält, die Weiber sehr früh altern und gewöhnlich schon im dreißigsten Jahre aufhören, Mutter zu werden. Darum geschehen die mehrfachen Verheirathungen auch gewöhnlich nie zu gleicher Zeit, sondern nach und nach, sodaß der Mann dann nur erst eine zweite junge Gattin nimmt, wenn die vorige bereits verblüht ist und ihm keinen Genuß mehr gewährt. Man glaube aber nicht, daß das Loos der in dieser Hinsicht Zurückgesetzten ein hartes ist. Die erste Gattin bleibt, wie es oft selbst ausdrücklich im Ehecontract ausgemacht wird, die geehrte und oberste Gebieterin der andern weiblichen Mitglieder des Harems. Die später Erheiratheten sind gewöhnlich aus niederer Familie als die erste Gattin, da selten ein Türke von Stande seiner Tochter erlaubt, die zweite oder folgende Gattin eines schon einmal verheiratheten Mannes zu werden.

Die Ehrenbezeigungen bleiben stets der ersten Gattin, die Gunst und die zarte Zuneigung ihres Herrn, den oft die Liebe zum Sklaven umwandelt, empfängt dagegen natürlich diejenige, die durch Schönheit und Anmuth sich auszeichnet. — Am meisten ist es wohl der Fall, daß selbst Reiche nur eine wirkliche Gattin, dagegen mehrere weibliche Günstlinge besitzen, wie es auch im Abendlande vorzukommen pflegt, nur mit dem Unterschiede, daß im Oriente die Gemahlin und die Maitressen in einem Hause zusammen, während sie dort in verschiedenen Wohnungen leben. —

Was das Leben der Weiber im Harem betrifft, so ist dies vielfältig als eine unnatürliche Sklaverei und Einkerkerung geschildert, aber auch wieder mit Unrecht. — Unter den Genüssen der Morgenländerinnen stehen die der Bequemlichkeit und sorglosen Ruhe obenan, und diese finden sich in ihrem Hause auch in vollem Maße. Spaziergänge lieben sie nicht, und wenn der reine blaue Himmel sie hinauslockt, verlangen sie da auch wieder Bequemlichkeit. So verweilen sie Stunden lang auf dem mit reichen Teppichen bedeckten Rasen ihres Hausgartens liegend, beschattet von dem Laubdach breiter Platanen, eingewiegt in süße Träume durch das einförmige Plätschern einer kühlenden Fontaine. Auch Kiaghad=

Khane, das reizende „Thal der süßen Gewässer" mit seinem Wiesenteppich, seinen grünen Bäumen, den murmelnden Bächen und den prunkenden großherrlichenn Köschke, winkt ihnen einladend entgegen, und auf sanft dahingleitendem Boote oder in vergoldeten Araba's — eine Art Kutschen — ziehen sie dann hinaus. Nie wird der Herr und Gemahl seinen Weibern solche Wünsche verweigern; da läßt er sie nach freiem Willen schalten. —

Mancher Reisende beschwert sich, daß er nur Weiber aus der niedern Classe auf den Straßen Constantinopels gesehen. Das hat seine Richtigkeit! In welcher Residenz Europas aber — frage ich — treiben sich Damen aus höherem Stande auf der Gasse umher? Ich habe freilich in Stambul vornehme Damen, namentlich auf den Bazars gesehen, aber immer mit geziemendem „Halleih", d. h. mit Gefolge von Dienerinnen. Und ist dies bei den europäischen Damen aus diesem Stande nicht auch der Fall, die, wenn sie sich nicht in der Equipage zeigen, doch stets nur in männlicher Begleitung, oder wenigstens mit dem Diener ausgehen? — Man hat oft diese Begleitung türkischer Damen eine sklavische Bewachung genannt; ich glaube, auch mit Unrecht. Eben so wie in Europa Vornehme mit einer Menge Bedienter in eleganten Livreen und schönen Equi-

pagen prunken, so glänzen höhere Orientalerinnen mit einem zahlreichen Gefolge von Sklavinnen und Eunuchen, die jedem ihrer Winke gehorchen und sich den Befehlen der Dame beugen müssen; nur insofern dürfte man dieses Gefolge eine Bewachung nennen, als es seine Pflicht ist, die Gebieterin gegen jede Unbill zu schützen. —

Falsch ist die Behauptung, als ob die türkischen Frauen von jeder männlichen Gesellschaft ausgeschlossen wären. Es ist ihnen im Gegentheil erlaubt, ihre und ihres Gatten männliche Verwandte entweder in ihrem oder im Harem dieser Verwandten zu sehen. In einigen Familien dehnt sich diese Freiheit auch wohl auf des Mannes nächste Freunde aus, die ihm nicht verwandt sind. Daß der Hausherr darauf sieht, daß man seinen Frauen nicht die Cour macht, ist im Orient eben so natürlich, wie im Occident. — Ich glaube einen Grund in der tiefen Verhüllung, in welcher sich die Frau hier nur öffentlich zeigt, für die Seltenheit ungesetzlicher Liebeshändel und Avantüren im Morgenlande zu finden. Ließen sich nämlich die Frauen hier unverhüllt ersehen, so dürfte der freie Anblick weiblicher Schönheit weit eher den feurigen Mann zur Leidenschaft und zum Streben nach Genuß aufregen. So aber erscheint der Orientale kälter, als er sonst sein würde. Die

Sitte der tiefen Verschleierung schützt die Frauen gegen Unziemlichkeiten, ohne ihnen die Freiheit zu nehmen, sich im öffentlichen Leben zu zeigen. —

Bei dem Reichthum und der seltsam damit verbundenen Wohlfeilheit im Orient und der leichtern Erhaltung einer ausgedehnten Hauseinrichtung, findet ein ausschließliches Zusammenleben der Ehegatten, wie in Europa gewöhnlich, nicht statt. Während der Mann die eine Abtheilung des Hauses — Murdannah — bewohnt, lebt die Frau ungestört in der andern — Harem. Beide Gatten sehen sich seltener und bleiben sich gleichsam „fremd und neu", was unstreitig die zärtliche Neigung eher nährt, als erkältet. — Wenn der Mann in seinen Geschäften die Last des Tages getragen und er Abends heimkehrt, so begiebt er sich nach dem Harem, wo Ruhe und Erholung in der Unterhaltung mit seinen Frauen seiner wartet.

Die Frauen im Harem — ausgenommen die ausschließlich dafür bestimmten Sklavinnen — treiben keine Art von ernster Arbeit, wenn man dahin nicht etwa das Sticken rechnen wollte. Comme chez nous! Es versteht sich, daß hier nur von den Frauen höherer Stände die Rede ist; die Aermern müssen natürlich eben so gut arbeiten, wie die Armen in Europa. — Sind Kinder vorhanden, so nimmt die Erziehung

derselben ihre Zeit sehr in Anspruch, da es hier Sitte ist, daß Mädchen und Knaben bis zu ihrem eilften, zwölften Jahre der weiblichen Aufsicht im Harem anvertraut bleiben. — Ein zeitvertreibendes Hauptbedürfniß ist für die Damen das Bad, dessen zu häufiger Genuß aber auch zugleich Hauptursache des frühen Verfalls weiblicher Schönheit ist. — Gesang und Tanz finden willkommenen Eintritt in den Harems; daß der letztere von dem unsern sehr verschieden, ist schon früher in diesen Blättern angeführt. — Die bei allen Frauen der Welt selten fehlende Tugend der Schwatzhaftigkeit (ich bitte alle Damen dieser Behauptung wegen um Verzeihung, indem ich Ausnahmen gern zugebe) hat hier eine weite Heimat gefunden, und blüht in den Frauen-Zimmern des Orients in üppiger, rauschender Fülle. Ja es soll sogar in einigen Harems alte Weiber geben, die den Jüngern in dieser Kunst naiver Plauderei und interessanter Erzählungsmanier förmlichen Unterricht ertheilen. — Der Mann des Orients spricht wenig, obgleich er in wenigen Worten oft mehr Gehaltvolles sagt, wie ein Franzose mit einem Schwall von Redensarten. Dagegen hört der Orientale gern lebhaft und angenehm sprechen, und in dieser Hinsicht will er bei seinen Frauen Befriedigung finden, und findet sie auch im Harem. Obgleich auf die geistige Aus-

bildung der Morgenländerinnen wenig Sorgfalt verwendet wird, so hat die Natur — ich wiederhole, daß ich hier nach Mittheilungen eines Wohlunterrichteten spreche — ihnen dennoch viel Scharfsinn, Phantasie und eine anmuthige Leichtigkeit des Ausdrucks verliehen, Requisite einer interessanten Unterhaltung, wobei man tiefere Bildung wohl leicht übersehen kann. Ich glaube, daß Erzählungen in einem türkischen Harem wohl einen größern Genuß gewähren dürften, wie manche langweilige Vorlesungen und Gespräche an einem civilisirten abendländischen Theetisch.

Die Ehen in der Türkei werden mit wenigen Ausnahmen conventionell geschlossen. Die Verhandlung geschieht durch den Vater des jungen Mannes und den des Mädchens; doch wird dabei eine Gewissenhaftigkeit von Seiten der mit der Verhandlung Beschäftigten beobachtet, die wohl meistentheils die persönliche wechselseitige Prüfung der Liebenden vor der Hochzeit ersetzt. — Gewöhnlich giebt auch wohl der Bewerber um die Hand eines Mädchens einer alten Frau den Auftrag, genaue Erkundigung über die künftige Gattin einzuziehen, und er kann sich dann darauf verlassen, daß er von der alten Kundschafterin mit der genauesten Pünktlichkeit und Treue von Allem, was die zu Erwählende betrifft, unterrichtet wird. Es lastet sogar der Vorwurf der Schändlichkeit dar-

auf, in solcher Angelegenheit sich nicht streng an die Wahrheit zu halten, so wie ein Umgehen derselben auch zu nichts führen würde, da Scheidung erlaubt und ein Verstoßen der Frau die Folge einer absichtlichen Täuschung ist. So kommt es also selten vor, daß der Bräutigam die Braut nicht so findet, wie er es gewünscht. — Doch giebt es aber auch in der Türkei Fälle, wo die zu Vermählenden schon früher Gelegenheit gehabt, sich persönlich kennen zu lernen. Oft wird nämlich unter Vornehmen und Reichen die Vermählung ihrer Kinder projectirt, schon wenn diese sich noch in sehr jugendlichem Alter befinden. In solchen Fällen läßt man die für einander Bestimmten in Einem Harem erziehen, wo sich das junge Paar dann an einander gewöhnt, und der Jüngling, wenn er den Harem verläßt, von der Erinnerung an die Jugendgespielin begleitet wird, die seltener als in Europa, weil hier die Gelegenheit mangelt, ein anderer Eindruck verlöscht. —

Ein Punkt, der hier noch zu berühren wäre, ist der der ehelichen Treue im Morgenlande. Mag man über meine Behauptung, daß diese Tugend bei uns auf sehr wankenden Füßen steht, unwillig werden, so ist sie leider doch wahr. Man darf im civilisirten Europa nach Beweisen dafür nicht suchen, sie finden sich schon von selbst. Im Oriente ist der Treubruch

einer Gattin eine Seltenheit, und die eheliche Treue, wollen wir ihr keinen tiefern, moralischen Grund unterlegen, dort eine angeerbte Tugend, eine Folge des Mangels an Versuchung, so wie der Furcht vor der harten Strafe, die die Ehebrecherin trifft. Ich sage: eine angeerbte Tugend, und glaube nicht zu irren. Es ist erwiesen, daß nicht nur körperliche, sondern auch geistige Eigenschaften der Eltern sich in den Kindern wiederholen. — Zu häufige Beispiele bei uns sprechen dafür, daß die Tochter einer sinnlichen Genuß liebenden Mutter zu gleichen Extravaganzen sich zu neigen pflegt, ob auch bei der Erziehung des Mädchens Alles entfernt sein möchte, was diesem Eva-Gelüste hätte Nahrung geben können. Es darf nur die kleinste Veranlassung erscheinen und die Erbsünde kommt zum Ausbruche. Indem ich diese weiblichen Verirrungen als angeerbt, als eine Fortwucherung des Sündenfalls irgend einer Vorfahrin betrachte, bin ich liberal genug, die Nachkommin nicht zu verdammen, in der sich die Sünde der Vorfahren nur wiederholt. — Die laxen, diesen Punkt betreffenden Strafgesetze bei uns sind nicht geeignet, dem Uebel zu steuern, und so erscheint diese Abweichung von der Pflicht der großen Menge bei uns kaum mehr als Sünde, sondern als leicht zu entschuldigender faux pas. — Anders ist es nun

aber im Orient. Dort, wo sich seit Jahrtausenden gewisse Sitten nicht verändert, fehlt, wie in uralter Zeit, auch jetzt noch die Gelegenheit zur Untreue des Weibes. Die Frauen sind, nach altem Herkommen, noch immer strenge von dem nähern Umgange mit den Männern geschieden. Es ist dort fast unmöglich, daß ein Mann verlockend sich dem Weibe nahen kann. So blieb die Mutter rein von Sünde und vererbt diese Reinheit auf die Töchter. Dringt — ein seltener Fall — dennoch die Verführung in den geweihten orientalischen Frauenkreis, so ist die Strafe dem in den Augen des Orientalen unverzeihlich erscheinenden Vergehen angemessen. Nur der Tod der Ungetreuen tilgt ihre Schande. Aber das Leben ist schön und selbst das, nach unsern Ansichten, sklavische Haremsleben, denn das Weib kennt dort kein anderes und fühlt sich in dem ihm angewiesenen Kreise glücklich. Den Morgenländerinnen ist jene krankhafte Schwärmerei unbekannt, die einen Augenblick des süßen Rausches nicht mit dem Tode zu theuer zu erkaufen glaubt. Sie wiegen sich lieber, treu ihrem Herrn und Gemahl, in goldprunkender Gondel auf den Wogen des Bosporus, als daß sie, selbst begleitet von der Erinnerung an den Geliebten, in die Tiefe des Meeres zu ewiger Nacht hinabsinken mögen. — Man bestreite meine Ansichten nicht als

unhaltbar; sie sind es nicht. Die Erfahrung spricht für die Wahrheit.

Ehe wir nun diesseits das weibliche Geschlecht des Orients verlassen, werfen wir noch einen Blick hinter den Vorhang, der ihr Jenseits verhüllt, denn der Prophet hat diesen Vorhang selbst gelüpft. Trotz dieser triftigen Autorität ist es nicht nur bei den Abendländern, sondern selbst bei den gemeinen Türken, ein verbreiteter Glaube, daß nach mohammedanischen Religionsbegriffen den Weibern eine künftige Seligkeit nicht vorbehalten sei, sondern sie sich mit der gegenwärtigen zu begnügen hätten. Der Glaube ist falsch, gegen ihn zu predigen ein Verdienst; mögen hier die Certificate einen Platz finden, durch welche die himmlische Emancipation der Frauen ausgesprochen und ihnen vom Propheten der Genuß einer künftigen Glückseligkeit garantirt wird. Denn der Koran spricht also: „Und an einem gewissen Tage wirst du die wahren Gläubigen von beiden Geschlechtern sehen, ihr Licht wird vor ihnen her und zu ihrer rechten Hand gehen, und es werden ihnen an diesem Tage gute Neuigkeiten gesagt werden. Sie (nämlich auch die Frauen) werden in den Gärten, durch welche Ströme fließen, für immer bleiben.“ — Ferner: „Wer gute Werke thut, er sei von einem

oder dem andern Geschlechte, und ist ein wahrer Gläubiger, soll in das Paradies zugelassen werden." — Und wieder: „Wer Rechtschaffenheit übt, sei er von einem oder dem andern Geschlechte, und ein wahrer Gläubiger ist, die werden wir sicherlich zu einem glücklichen Leben auferwecken, und wir werden ihnen ihre Belohnungen nach ihrem Verdienste geben." — Dann auch noch: „Wer Böses thut, dem soll in gleichem Verhältnisse damit vergolten werden, wer aber Gutes thut, sei er Mann oder Weib, und ist ein wahrer Gläubiger, soll in das Paradies kommen, damit Gott die wahren Gläubigen von beiden Geschlechtern in Gärten führen möge, durch welche schöne Ströme fließen, um darin auf immer zu wohnen." — Also spricht der Koran, Cap. IV, XVI, XL, XLVIII, LVII., wodurch unleugbar dargethan wird, daß man eigentlich keine kostspielige und beschwerliche Reise nach dem Oriente machen darf, um die dortigen Frauen kennen zu lernen, sondern nur die unausbleibliche, große Reise abzuwarten braucht, die uns dann schon mit dem zarten Geschlechte des Morgenlandes zusammenführen wird. Daß man ein Gläubiger sein muß, um glücklich zu werden, ist vielleicht ein loser, leiser Witz vom seligen Mohammed gewesen, der auch

schon gewußt haben mag, daß ein Gläubiger stets besser dran ist, wie ein Schuldner.

Und so schließe ich dies Capitel mit einem hoffnungs- und sehnsuchtsvollen: „à revoir!“ gegen alle orientalischen und occidentalischen Damen.

9.

Böhmische Bekanntschaften in Constantinopel — Ein zartes Verhältniß. — Ausflug nach den Ufern des Bosporus bis zum schwarzen Meere hinauf.

Nach kurzer, nur wenige Wochen dauernder Abwesenheit war ich wieder nach Constantinopel, das einen Anziehungsreiz wie keine andere Stadt auf mich ausübt, zurückgekehrt. Der Frühling war schon in all seiner Pracht erschienen und hatte seinen sonnenglänzenden Teppich über Land und Meer ausgebreitet. Wenn ich bei meinem ersten Aufenthalt in Stambul mich nur beeilt hatte, alles Herrliche, was hier Natur und Kunst in reichen Massen darbietet, im raschen Ueberblick aufzufassen und so wenigstens einen Gesammteindruck des herrlichen Gemäldes zu erhalten, so wollte ich jetzt mehr die Einzelheiten, die mich besonders anzogen, mit Muße genießen. Wieder hatte ich in Tolomei's Hotel auf der Höhe von Pera meine

Wohnung aufgeschlagen, weil sich dort der von der Reise und ihren Unregelmäßigkeiten Ermüdete sehr behaglich und bequem befindet. — Fesselte mich Laune oder das ungünstige Wetter an mein Zimmer, so verflogen bei dem Schauspiele, das bunt und lebendig vor den Fenstern auf der langen Gasse vorüberzog, die Stunden fast zu schnell.

Der Zufall erzeugt auf Reisen oft anmuthige Abenteuer, gewöhnlich dann am ehesten, wenn man ihnen nicht nachjagt. So bot sich mir auch ein zartes Verhältniß dar, das wie eine berauschend-duftige Blumenkette mein Leben in der Wunderstadt durchzog und nur Schmerzen brachte, als die Trennung nahte. — Seit mehreren Tagen schon zog mich ein weibliches Wesen an, das dem Hotel schräg gegenüber in dem Erker eines Hauses sichtbar wurde. Der Frauenschönheit bin ich nie ausgewichen, habe mich ihr, wie der Augenblick erheischte, zart oder keck genaht. Natürlich, daß ich auch hier meinem Auge freien Willen ließ, dorthin zu schweifen, wo eine so holde Blume blühte. —

In einem italienischen Kaffeehause auf der langen Gasse, dicht neben dem russischen Gesandtschaftshotel belegen, wo man gutes Gefrornes und sogar die Cotta'sche allgemeine Zeitung erhielt, hatte ich ein paar Kaufleute aus Böhmen, die hier in Constanti-

nopel seit mehreren Jahren in Glaswaaren bedeutende Geschäfte machten, kennen gelernt. In Deutschland würde ich wohl schwerlich, wenn uns unser Weg auch eben so nahe zusammengeführt, diese Bekanntschaft gemacht haben, doch hier am fernen Bosporus that es wohl, deutsche Laute zu hören, und wenn sie auch mit stark böhmischem Accent gesprochen wurden. Der Eine kannte sogar Freund Marsano, mit dem ich einst in Prag freundliche Stunden verlebt, und den jetzt das Geschick nach Mailand geschleudert, wo er als Hauptmann sich vermuthlich mehr mit seiner Compagnie, als mit der Dichtung und dem Theater beschäftigen mag. — „War ein sehr guter Mann, der Herr v. Marsano!“ meinte mein Böhme; „hat sehr sich ergötzt, als er geschaut hat mich spielen auf dem Liebvatertheater in Pozkal (eine prager Vorstadt) den Meinau in menschlich Haß und Bereuung!“ Eine Versicherung, die ich dem guten Böhmen auf's Wort glaubte, da ich selbst schon bei dem Gedanken an dieses „Liebvatertheater“ innerlich recht herzlich lachen mußte. — Bei weitem am interessantesten wurde mir aber mein deutsch-böhmischer Landsmann dadurch, daß er seinen Laden im Erdgeschosse des Hauses hatte, in welchem meine unbekannte Schöne im Erker des ersten Stockes saß. Da erfuhr ich denn, daß sie eine erst seit Kurzem an einen bejahrten Kauf-

mann aus Ancona verheirathete Italienerin, daß der Mann des Handels wegen auf einige Jahre nach Constantinopel gekommen und jetzt in Geschäften nach Odessa gesegelt sei. Die junge Frau habe er zurückgelassen und sie der Aufsicht eines seiner alten Freunde übergeben, der ihr gegenüber wohne und sie mit Argusaugen beobachte, ob die Thüre der jungen Strohwittwe auch immer verschlossen bleibe und keine unnöthige fremde männliche Besuche sich in's Haus wagten. Als der alte Gemahl abgereist, habe er der jungen Frau mit grimmigen Flüchen tugendhafte Verhaltungsbefehle zum Fenster hinaufgerufen. Sie habe geweint, „wird aber wohl nicht gewesen sein" — meinte der erzählende Böhme — Weinen um die Trennung!" — Das waren nun eben nicht tröstliche Nachrichten, doch Hindernisse stärken ja stets die Beharrlichkeit des Willens. Nachdem ich so viel wie möglich durch Pantomimen der schönen Frau meine Bewunderung ausgedrückt und ihr so meine Herzensmeinung zu erkennen gegeben, schlich ich, als die Glutäugige eines Morgens in Begleitung einer alten Inspectrice, die, wie ich später erfuhr, ihr ganz und gar ergeben war, nach der prächtigen Kirche St. Maria zur Messe wandelte, ihr demüthig und fromm nach. In mühsam zusammengestoppeltem Italienisch hatte ich auf einem Blättchen Papier alles Schöne

und Liebe geschrieben und die reizende Italienerin um die Erlaubniß gebeten, sie besuchen zu dürfen, um ihr persönlich meine Huldigungen darzubringen. Unbemerkt war das Zettelchen an den Mann, oder hier vielmehr „an die Frau" gebracht und ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als an meinem Fenster auf den Erfolg zu harren. Von dem schmalen Seitenfenster des Erkers aus, das der gegenüberwohnende Freund des Gemahls nicht in's Auge fassen konnte, wurde mir unter Achselzucken bedeutet, daß die geschlossene Thüre unter der Inspection jenes Aufpassers stände, pantomimisches Bedauern ausgedrückt u. s. w. — Das wußte ich Alles schon und ein anderer Entschluß war schon gefaßt. Ich begab mich in den Laden des böhmischen Glashändlers, der, wie schon gesagt, sich in dem Erdgeschosse des Hauses der Italienerin befand, machte den Landsmann zum Vertrauten, und da sein Laden die ganze Tiefe des Hauses einnahm und an der Rückseite ein Fenster in den engen Hof führte, so spazierte ich durch dieses hinaus, durch die hintere Hofthür in's Haus und schnellen Schrittes die Treppe hinauf. Da wurden dann anfangs halbzürnende Ausrufungen laut, meine Unbesonnenheit getadelt, ich zum schnellen Rückzug aufgefordert. Ich ertrug geduldig die Vorwürfe und blieb, und kam täglich auf böhmischem Wege wieder.

Flavia war ein schönes Weib, von unlöschbarer Glut durchströmt, als armes Mädchen wider ihren Willen von den berechnenden Eltern einem alten Griesgram aufgezwungen, der die Perle nicht zu schätzen wußte. Wer wagt es da, die Sünderin zu steinigen? Ich gewann köstliche Stunden. Die Duenna vertheuerte freilich meinen Aufenthalt in Pera bedeutend, doch wie wenig achtet man im Rausche die Piaster, und nun zumal in einem solchen Rausche, der mich alle auf Befehl der türkischen Regierung zerstörte Opiumbuden leicht vermissen ließ.

Ich mußte mich oft gewaltsam zusammennehmen, um über die Bewunderung der blühenden, italienischen Natur nicht die an den Ufern des Bosporus zu versäumen. Schon lange hatte ich eine Fahrt durch den Canal nach dem schwarzen Meere projectirt, aber immer verschoben, weil ein solcher Ausflug doch zwei Tage forderte. Flavia wollte mit. Aber drüben der italienische Argus! Wie ihn täuschen? Gewöhnlich pflegte er fast täglich seinen pflichtschuldigen Besuch abzustatten. Die alte Duenna trat mit einem Plane vor. Die junge Frau mußte krank werden, die Alte beschäftigte sich am Fenster mit Arzneigläsern, und ließ den Italiener, als er kam, nicht in das nach dem Hofe liegende Schlafzimmer ihrer Gebieterin, weil deren Nerven so angegriffen,

daß sie jedes Gespräch zu vermeiden suchte und Ruhe bedürfe; in ein paar Tagen würde es schon besser werden. Indessen schlüpfte Flavia gesund und kräftig, an einem herrlichen Morgen, als das Roth im Osten den Tag verkündete, vom leichten, seidenen Mantel und dem Schleier verhüllt, rasch aus dem Hause, und so eilten wir nach Topchana hinab, wo ein geräumiges Boot, mit einem schützenden Baldachin versehen, uns aufnahm und uns aus dem Hafen in den Bosporus führte. „Allah ist Allah, und Mohammed sein Prophet!“ tönte es von den Minarets als Morgengruß herab; ich aber, einen Blick auf meine reizende Gefährtin werfend, fügte leise hinzu: „Und Flavia ein Engel!“ — Wenn mich schon früher der Anblick Dessen, was mich hier umgab, entzückt hatte, wie mußte es mir jetzt erst als Paradies erscheinen? Man genieße nichts allein, auch nicht den Anblick einer schönen Gegend; will man sich mit der Gesellschaft eines Freundes begnügen, um wieviel wird dann schon der Genuß erhöht? Aber ein liebendes, schönes Weib an der Seite zu haben, mit ihr auf schaukelnder Welle dahinzuschweben, umgrünt von einem bunten, asiatischen Frühling, zu sehen, wie der volle Busen beim Anblick des Schönen stumm und lautlos wogt und bebt, wie das dunkle Auge im feuchten Glanze das Herr-

liche kaum zu fassen vermag, wenn die weiche Hand in der unsrigen zittert, und dann die volle, glühende Gestalt sich wie Ruhe suchend an unsere Brust schmiegt — das ist Genuß! Und ein solcher ward mir. Und wenn jetzt im kalten Norden düstere Wolken über meine Stirne ziehen, dann schwinge ich mich auf Flügeln der Erinnerung zurück in jene Zeit, und mitten unter Sturm und Braus blüht wieder mir ein neuer Frühling.

Der Donner des Geschützes von den Schiffen im Hafen und von den Batterien des Serai's, das Rufen der Ruderer und das Wenden der Böte nach dem europäischen Ufer des Bosporus hin, riß uns aus unsern Träumereien. Vom Serai her fliegen mehrere prunkende, reich vergoldete Gondeln näher. Unter purpurnem Baldachin auf weichen Kissen thront der Beherrscher der Gläubigen. Der Sultan begiebt sich nach seinem Lieblingsaufenthalt, nach dem Lustschlosse von Beschiktasch. Unfern von uns rauscht sein Boot vorüber; eine Minute lang weilt sein Auge auf meiner Begleiterin und giebt uns Gelegenheit, das ernste, schöngeformte männliche Antlitz, umschattet von dem vollen, dunkeln Barte, zu bewundern. Eine unmerkliche Kopfneigung, und der Monarch, vielleicht der größte seines Stammes, ist schon fern von uns. —

Noch lag uns Scutari, die alte Goldstadt — Chrysopolis — der Perser, mit den geräuschvollen Kai's und Landungsplätzen zur Rechten, hier aber beginnen schon, wie zürnend ob der Trennung, die Gestade Europas und Asiens das Meer zum Strome zusammenzudrängen, doch bleibt nach Süd und von einzelnen Punkten auch noch Nord noch immer die Aussicht in das unermeßliche Wogenreich frei. — Wie bei dem Rhein und der Donau hat die Natur die Ufer des Bosporus mit üppiger Freigebigkeit geschmückt, die aber hier, beschienen von einer südlicheren Sonne, in um so größerer Fülle hervortritt. Der Wasserspiegel ist hell und von einer außergewöhnlichen Durchsichtigkeit, sodaß man auf bedeutender Tiefe den sandigen Grund erkennen kann. Ein stetes Gewimmel von Delphinen, die hier, gesichert durch das Vorurtheil der Türken, keinen dieser Fische zu tödten, ein Asyl gefunden haben, kreuzt nur in geringem Abstand unter der Oberfläche des Wassers, oft mit plumpem Sprunge sich über dasselbe erhebend, hin und her. — Man kann Stunden lang ihrem Treiben und ihren Spielen zuschauen, ohne daß Furcht diese Bewohner der Tiefe darin störte. Woher diese fast ehrfurchtsvolle Schonung gegen sie entspringt, ist mir unbekannt; doch sie ist gewiß schon sehr alt, da ein Delphin das Wappen von Byzanz bildete. —

Schaaren kleiner Seevögel ziehen unaufhörlich über den Bosporus von einem Meere zum andern, ohne daß man sie je ruhen sieht, weshalb auch für sie bei den Türken ein abergläubisches Vorurtheil herrscht, das sich sogar auf die Franken übertragen hat, die diese rastlosen Luftsegler mit dem omineusen Namen: „les ames damnées“ benennen. — Schiffe mit vollen, glänzenden Segeln, Böte und türkische Kaïken von der mannichfaltigsten Form durchkreuzen den Kanal nach allen Richtungen, und so herrscht ein immer reges Leben in, auf und über seinen Wogen. —

Anfangs zu sehr mit diesem Getümmel in unserer nächsten Umgebung beschäftigt, waren wir bereits bei Fondukli, die an Topchana nördlich grenzende Vorstadt, vorüber, und fuhren nun an Dolma-baktsche — den Melonengarten — entlang, ein in den abenteuerlichsten Formen gebautes Lustschloß, hinter dem ein Cypressenhain mit seinen dunkeln Wipfeln in das sonnenhelle, bunte Gemälde hervorblickt. — Gegenüber, bald hinter Scutari, lehnen sich an grüne Hügel die Dörfer Kusgundschuk und weiter hinauf Stavros, mit ihren hellen Minarets. Sommerpaläste früherer Sultaninnen, umringt von Blumengärten, Fontainen und Köschken, treten in einzelnen Gruppen dicht an's Gestade hervor. Auf der europäischen Seite glänzt uns nun Beschiktasch, wo sich eben der

Sultan befand, mit seinen goldnen Kuppeln, Zinnen und Zierathen entgegen, auf der Landseite von beträchtlichen Hügeln überragt, indeß von den Fenstern und offenen Galerien des Schlosses sich eine herrliche Aussicht über den Kanal und das gegenüberliegende, hier sehr malerische, asiatische Ufer darbietet. —

In der Wahl von Beschiktasch zu seinem Lieblingsaufenthalte hat der jetzige Sultan einen lobenswerthen Geschmack bewährt, da es unstreitig das schönste der Lustschlösser am Bosporus ist. Die hohen Hauptgebäude, die eine lange, größtentheils unmittelbar von den Wellen bespühlte Reihe einnehmen, zeigen — wenn auch die nach türkischem Geschmack unerläßlichen Erker und Vorsprünge nicht fehlen, dennoch eine freundliche Regelmäßigkeit. An der nördlichen Spitze sind sie durch bedeckte Galerieen und Treppen mit einem prachtvollen Köschk verbunden, das den Namen des „persischen" führt, weil die innern Wände mit persischem Fayence getäfelt sind. Es ist ein imposantes, zwei Stockwerke hohes, auf 22 Marmorsäulen ruhendes Gebäude, oben mit einer Haupt- und mehreren kleinen Kuppeln geziert, und im Jahre 1747 von Sultan Mahmud I. erbaut. Wenn ein türkischer Historiograph, nach der Uebersetzung des ausgezeichneten Orientalisten Baron von Hammer-Purgstall, von diesem Gebäude sagt:

„Ein Köschk, das wollte an den Himmel reichen,
Nie sah das Aug' der Zeit im Traum desgleichen!"

so ist dies freilich eine schwülstig-türkische Hyperbel; doch ist es gewiß, daß das Köschk den Beschauer länger fesselt, als alle andern interessanten Umgebungen. Historisch merkwürdig bleibt Beschiktasch — der Wiegenstein auf deutsch —, die byzantinische Doppelsäule — Diplokion — dadurch, daß hier ein Theil der Constantinopel belagernden venetianischen Flotte unter Dandolo's Anführung mit den Kreuzfahrern vor Anker ging, und Mahumed II. — dieser Grenzstein des byzantinischen Kaiserreich's — von hier aus seine Schiffe bis zur Spitze des Hafens vom goldenen Horn über das Land hinrollen ließ, und so mit dieser Meer- und Landflotte urplötzlich unter den Mauern Constantinopels erschien. — An der in Beschiktasch von Mahmud II. errichteten Militairschule befand sich als Professor Chodscha Urfi, als neuerer osmannischer Dichter berühmt und von seinen Landsleuten bewundert. —

Rund um den Palast, amphitheatralisch an den Hügel gelehnt, schließt sich die gleichnamige Vorstadt, in der die Asche des Hadschi-Becktasch, jenes Derwisches ruht, der unter Sultan Amurat die einst so gewichtige Miliz der Janitscharen mit den Worten weihte: „Ihr Name sei Janitschar; ihre Tapferkeit,

ihr Betragen sei edel und stolz; ihr Säbel scharfschneidend und ihre Lanze stets bereit, das Haupt ihrer Feinde zu treffen!" — Zum Dreinschlagen waren sie freilich stets bei der Hand, eines edlen Betragens haben sie sich jedoch eben nicht sehr befleißigt. Wie Rußlands Peter der Große über die Strel'zi, so hielt Mahmud über die Janitscharen ein fürchterliches Strafgericht. Was sie an Selim im schändlichen Uebermuth verschuldet, hat sein kräftiger Neffe gesühnt. Sein Wille tilgte sie aus den Reihen der Lebenden, ihr Name ward verflucht. —

In geringer Breite am Kanal, aber weiter in's Land hinein, erstreckt sich die Vorstadt Orta-Keu, die früher den Janitscharen eingeräumt war. Gleich hinter dieser tritt das Vorgebirge Defterdar-Burun weit gegen das auf der asiatischen Küste liegende Dorf Stavros vor, und hemmt den weitern Einblick in den Kanal nach dem schwarzen Meere zu. — Der Ostwind, der die Wellen kräuselte, hatte uns bisher so ziemlich entgegen geweht; hier, wo der Bosporus sich mehr nach Nordwest biegt, konnten wir ein Segel aufsetzen, mit dessen Hülfe wir rasch an den dem äußern Scheine nach unansehnlichen Häusern der europäischen Vorstadt Kuru-Tschesmé vorbeiflogen, die aber im Innern Pracht und Aufwand zeigen sollen, da hier griechische Fürsten, die sich von

dem Dienste der hohen Pforte oder von den Fürstenstühlen der Moldau und Walachei zurückgezogen, dann die hohe griechische Geistlichkeit mit ihrem Gefolge, reiche Juden und Armenier ihren Wohnsitz für den Sommer zu nehmen pflegen. — Dem Aeußern der Häuser ist absichtlich diese Einfachheit und Unansehnlichkeit gegeben, um nicht etwa den Appetit der türkischen Regierung zu stark zu erregen, da trotz der im Duplirschritt fortrückenden Aufklärung in der Türkei dennoch immer die alte Sitte vorherrscht, daß der größere Hecht den kleinern frißt. Das Defterdar-Vorgebirge (Burun heißt Vorgebirge) scheint den hier hausenden Rajah's zu Gefallen etwas stark vorgetreten zu sein, damit von Constantinopel Kuru-Tschesmé nicht gesehen werden kann. Allein im Serai hat man scharfe Augen, die auch wohl um die Ecke und durch Mauern schauen können. — In den Gärten, die auf den Abhängen der Uferhügel recht anmuthig die Wohnungen umgeben, sahen wir mehrere Damen, die sich im Frühlingssonnenschein ergingen. Es waren Griechinnen, die gleich leichten Libellen zwischen den Blumen umherschwärmten, indeß die Frauen der Armenier in strenger, türkenähnlicher Clausur gehalten werden, ohne aber dabei die Annehmlichkeiten zu genießen, deren sich die türkischen Damen in den Harems erfreuen. Es giebt auf der

ganzen Welt keine plumpern, widerlichern Kerle, als diese eselsohrigen Armenier, die sich besonders durch tyrannische Grobheit gegen ihre Weiber und Töchter auszeichnen. Auch der reichste würdigt den weiblichen Theil seiner Familie stets zu Mägden herab, und ich bin einmal in Constantinopel, wo ich in einem armenischen Hause speiste, fast in Versuchung gerathen, eine vor mir stehende Schüssel Pilav dem Hausherrn für sein flegelhaftes Benehmen an den Kopf zu werfen, das er gegen seine Frau und zwei allerliebste Töchter, die uns bedienen mußten, zeigte. — Darum auch wohl die Leichtigkeit, mit welcher man im Orient ein Verhältniß mit einer Armenierin anknüpfen kann. Stets an die rauhe Behandlung der Männer ihres Volks gewöhnt, besticht sie leicht das zarte Entgegenkommen eines Fremden. So ist dann, wenigstens in den ersten Augenblicken, ihre Hingebung mehr ein Gefühl des Dankes gegen Den, der sich ihnen huldigend nahte. Bald tritt dann das Gefühl der Liebe an die Stelle, und die orientalische Glut lodert um so heller für den Geliebten empor, weil sie aus doppelter Empfindung aufflammte. — Jedenfalls dürfte den Armenierinnen gegenüber nur der erste Theil des Goethe'schen Spruchs zu beherzigen sein: „Tritt den Weibern zart entgegen!" denn die Keckheit, mit der

man sich ihnen näherte, würde eher vom Ziele entfernen. —

Von Kuru-Tschesmé schneiden mehrere Buchten, Vorgebirge und Vorsprünge bildend, in beide Ufer ein, das anmuthige Bild gewinnt dadurch aber an malerischer Mannichfaltigkeit. Die Aehnlichkeit des Bosporus mit den schönsten Partien des vielgewundenen Rheins macht sich hier immer mehr bemerkbar. Die Dörfer und die kleinern, kaiserlichen Lustorte dauern auf beiden Ufern fort; immer näher treten die getrennten Welttheile zusammen, als wollten sich die üppigen Küstenhügel im innigen Kusse begegnen. Da starren plötzlich zwei drohende Festen empor und scheinen diese Begegnung zu einer feindseligen machen zu wollen. Rumeli-Hissar und Anatoli-Hissar, das europäische und asiatische Kastell, schauen von steilen Hügeln zu einander hinüber. So unbedeutend sie vor wenigen Jahren waren, so bedeutend sind sie jetzt durch die Verstärkung ihrer Fortificationen von nicht-türkischer Hand geworden. Große Erinnerungen knüpfen sich an diese Stelle. Auf kühner Brücke führte hier Darius seine unzähligen Schaaren über das Meer. Seinem Beispiele folgten später Kreuzfahrer und Saracenen. — Griechische Kaiser erbauten diese Festen und traten sie in ihrer Schwäche an die Sultane ab, die von hier aus

bald ihr Schwert drohend gegen das byzantinische Kaiserthum schwangen, das bald in ruhmloser Vergessenheit dahinsank. Wohl nicht dieses Vergessens wegen, sondern weil in den Thürmen dieser Festen früher, und auch wohl noch jetzt, Staatsverbrecher aus höhern Ständen in lebenslänglicher Haft dem Andenken der Welt entschwinden, tragen diese Mauern bei den Moslim außer ihren andern Namen auch den der „Thürme der Vergessenheit“. — Im grellen Gegensatze zu dem düstern Aussehen dieser Schlösser zeigt sich rings die lachende Natur. Wie das ganze Ufer von Topchana und Scutari entlang, so blühen und grünen auch hier Myrthenbüsche und Weinreben, überragt von hohen Cypressen, Eichen und Linden. Bunte Lusthäuser drängen sich, wie Schutz suchend, an die kriegerischen Mauern. Franken sieht man in diesen Dörfern und Vorstädten wenige, da das nahe Bojuk-dereh auf sie eine größere Anziehungskraft ausübt. Um jene Heimat abendländischer Sitte und Lebens am Bosporus noch bis Mittag zu erreichen, überließen wir uns dem Spiel des Windes, der das Segel blähte und uns nah am Ufer ungefährdet durch die in dieser Gegend rauschende Strömung „Teufelsstrom“ brachte. —

Die nahen Ufer erlaubten uns einen deutlichen Hinblick auf die Höhen und Thäler; ein schönes

Bild verdrängt das andere; es ist, als ob sich hier die schönsten Gemälde Claude Lorrain's und Poussin's ohne in einem Rahmen eingeengt zu sein, aneinander reihten. — Bald zeigten sich an den beiden Enden einer Bucht der alte Meerbusen Bathykolpos auf dem europäischen Ufer, südlich Therapia, nördlicher Bojuk-dereh, die, verbunden durch Villen und Landhäuser, welche sich um die Bucht hinziehen, beinahe zu einem Orte zusammenzuschmelzen scheinen. In der Entfernung von ungefähr einer deutschen Meile öffnet sich dem Blicke das schwarze Meer. Dicht bei Therapia steigt ein steiles, felsiges Vorgebirge, Kerehs-Burun, aus den Wellen auf, hinter ihm ragen die Ruinen eines Klosters der heiligen Euphemia hervor. Von hier an treten die Berge mehr vom Ufer zurück und bilden das Thal, in welchem Bojuk-dereh — Großthal — liegt, das auf der einen Seite vom Bosporus, weiter in's Land hinein aber von Bergen und waldigen Schluchten begrenzt wird. — Je mehr man dem diplomatischen Sommersitze naht, desto belebter zeigt sich das Ufer durch Spaziergänger, Reiter und Equipagen. Doch bilden unter dem Gewühle schon Franken die Mehrzahl, weniger zeigen sich orientalische Trachten. Auch die Bauart der Gesandtschaftspaläste und der andern größern Häuser erinnert an Europa; im Innern der Palais mischt sich Abend-

ländisches und Morgenländisches, weströstliche Bequemlichkeit und Pracht. An den freundlichen Kai's wimmelt es von Böten und bunten Gondeln; unter den Fenstern des russischen Gesandtschaftshotels wiegt sich ein russisches Kriegsschiff, aus dessen dunkeln Seiten blitzende Feuerröhre hervorschimmern. —

Wir landen am Kai. Meine Begleiterin läßt vom Strohhute den Schleier herabrollen, damit nicht ein unberufener Späher unser Reiseabenteuer entdecke. Eine Menge Commissionaire, Lohnbediente und dergleichen lästiges Volk stürmt in allen Sprachen wie beim babylonischen Thurmbau auf uns ein, seine Dienste anbietend. Wir sind umringt und wissen nicht aus dem Getümmel zu entkommen. Da nahen zufällig ein paar russische Freunde, Herr v. F., Secretair bei der Ambassade, und Herr v. M., Capitain und Commandant des russischen, hier auf Station liegenden Kriegsschiffes, und befreien uns aus den Händen der Allzudienstfertigen. Die Neugierde der Freunde, hinsichtlich meiner Begleitung, ist bald in kurzen, der Wahrheit nahe kommenden Worten befriedigt. Capitain v. M. lud uns ein, bei ihm an Bord ein Dejeuner einzunehmen, dann sollte zusammen noch ein kleiner Ausflug gemacht und um 4 Uhr wieder an Bord dinirt werden, da der Gesandte heute in Constantinopel und die beiden Herren darum

nicht an seine Tafel gefesselt waren. Ein Diener ging mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen zum Schiffe ab, indeß wir noch Bojuk-dereh durchstreifen wollten. —

In den wohlgebauten Häusern der einzigen langen Straße des Ortes befinden sich in den Erdgeschossen elegante Läden französischer und italienischer Kaufleute, größtentheils Filialhandlungen aus Pera, die hier nur während der schönen Jahreszeit, wo jedes Haus bis unter das Dach hinauf, gleich deutschen Badeorten, bevölkert ist, ihre Waare feil halten. Man findet in diesen Läden Alles, was an Luxusartikeln der Occident und der Orient nur hervorbringt. Das in der Mitte dieser Straße belegene große Hotel, jetzt einem französischen Gastwirthe gehörig, bietet dem Fremden gute Zimmer und eine gute Tafel dar. Um aber für den Sommer hier eine Wohnung zu erhalten, thut es Noth, daß man sich schon ein halbes Jahr vorher darum bewirbt. Der Wirth, der als armer Teufel hieherkam, soll jetzt ein sehr wohlhabender Mann geworden und so aus der irdischen Hülle der Armuth in den Himmel des Reichthums gewandert sein. — Bei der Rückkehr nach dem Kai erblickte ich an der Thüre eines andern recht hübschen Wirthshauses einen großen, starken Mann, dessen Gesicht mir bekannt schien. Es war ein ehe-

maliger griechischer Capitano, der dann in Fokczani, dem walachisch-moldauischen Grenzstädtchen, Gastwirth geworden, und bei dem ich nebst dem Legationssecretair v. F. vor ungefähr drei Monaten dort logirt hatte. Er äußerte damals den Wunsch, in Bojukdereh ein Gasthaus anzulegen; Herr v. F. war ihm dazu behülflich gewesen, und hatte ihm, da der Herr Wirth anfangs nicht hoch hinauswollte, die zahlreiche Dienerschaft und die Haus-Beamten des Gesandten zu Tischgästen recommandirt, denen sich auch bald eine Menge anderer Personen zugesellte. Durch die offenen Fenster sahen wir in zwei großen Zimmern, von denen das eine für die Honoratioren bestimmt schien, an langen reinlichen Tafeln eine Masse Gäste des Leibes pflegen, und somit den Geldbeutel des Wirths, der, wie er mir sagte, sich hier besser befand, wie in den moldau-walachischen Fluren.

Unfern des russischen Gesandtschaftshotels, das dicht am Bosporus auf einer hohen Terrasse steht, und hinter welchem sich ein schöner Garten bis zur Spitze des dahinterliegenden Hügels hinaufzieht, wollten wir eben das Boot besteigen, als meine Begleiterin sich ängstlicher an mich schmiegte und auf zwei Italiener wies, die nicht fern von uns standen und spähende Blicke nach uns herübersandten. „Es sind Bekannte meines Mannes", jammerte leise Flavia,

„und ich bin verloren!“ Sie versuchte den Schleier in undurchsichtigere Falten zu drapiren. Meine russischen Freunde riethen, nur rasch im Boote Platz zu nehmen und nach dem Schiffe hinüberzufahren. Aber buchstäblich folgte diesmal die drohende Strafe dem Vergehen, indem auch die Italiener ein Boot bestiegen und uns in einiger Entfernung folgten. Wir legten bei dem Schiffe an, stiegen die bequeme Treppe hinauf und dann sogleich in die elegante Cajüte des Capitains hinab, wo meine Schöne in halber Ohnmacht auf das Sopha sank. Draußen umkreisten die feindlichen Argusse in ihrem Boote das Schiff und schienen unsere Rückkehr abwarten zu wollen. Nun war guter Rath theuer; allein Capitain M., ein selten aus der Fassung zu bringender, jovialer Mann, schaffte ihn doch. — Der Schiffsjunker, ein munteres Bürschchen von 15 Jahren, wurde sofort herbeibeordert, ihm der leichte Sommermantel Flavia's umgehängt und der Strohhut mit dem wallenden Schleier aufgesetzt. Er hing sich in meinen Arm, und so stieg ich mit der Pseudo-Geliebten auf das Verdeck, wie im traulichen Gespräch begriffen, hinauf. Des Junkers nicht weibliche Chaussüre deckte die Galerie des Schiffes. Das Boot mit den Italienern nahte sich neugierig. Mein lieber Junker schlug nun den Schleier zurück und zeigte den Spähern statt

des von ihnen erwarteten interessanten Gesichtsovals Flavia's, das apfelrunde, prallrothe Antlitz eines russischen Marinecadetten. Man konnte das Verblüfftsein deutlich in den Mienen unserer Verfolger lesen. Sie grüßten uns sehr höflich, und mein Junker, ein durchtriebener Schelm, erwiederte den Gruß mit gracieuser Verbeugung. Dann ruderten sie nach dem Lande zurück, wobei der Eine mit großem Gelächter den Andern, der vielleicht den Impuls zur Verfolgung gegeben, zu verspotten schien. Ich athmete leichter, als ich die tröstliche Nachricht Flavien mittheilte, die dann auch wieder neu auflebte und ihre gewohnte Munterkeit gewann. Das Dejeuner mit dem schäumenden Champagner brachte Alles wieder in Ordnung, und dieser Sorgenscheucher und Scrupellöser ließ einen neuen, ausgelassenen Plan reifen, um Abends unbekümmert sich auf die Promenade von Bojuk-dereh wagen zu können. — Bis zum Diner wollten wir noch nach dem asiatischen Ufer hinüber, was denn auch gleich in's Werk gesetzt wurde. Unsere Gesellschaft vermehrte sich noch durch den Arzt des Schiffes, einen jungen Italiener, der natürlich als Landsmann meine Dame interessiren mußte. Ich war froh, daß Signor dell' Agata, ein sehr liebenswürdiger, junger Mann, durch seine Berufspflicht in Bojuk-dereh festgehalten und an

Ausflügen nach Pera gehindert wurde, da ich sonst vielleicht ein Lockerwerden meines zarten Verhältnisses und das Anknüpfen eines neuen, bei dem ich keine active Rolle bekommen, zu befürchten gehabt hätte. Wie sich nach meiner Abreise Didone abbandonata und Signor dell' Agata, und ob sie sich näher gestanden, ist mir nicht kund geworden.

Unsere sechs Ruderer, russische Matrosen in weißen Hemdärmeln, um den Hals ein schwarzseidenes Tuch leicht geschürzt, dunkelgrüne Mützen auf dem Kopfe, brachten uns mit raschen Ruderzügen bald in die Therapia gegenüberliegende Bucht, in welche sich ein rauschender Waldbach, nachdem er vorher gezwungen wird, eine romantisch gelegene Mühle in Bewegung zu setzen, ungestüm stürzt. Ein kleines Thal, ähnlich dem gegenüberliegenden bei Bojuk-dereh, mit weichem Wiesenteppich und schattigen Platanen geschmückt, nahm uns auf. Es führt den Namen Hunkjar-Iskelessi — Landungsplatz des Kaisers — weil hier der Sultan zu landen pflegt, wenn er das unfern liegende Lustschloß besucht. Dieses, mehr abweichend von der heitern, luftigen Bauart der Türken, bietet, umgeben von einem mit zwei Zugbrücken versehenen Graben, eher den Anblick einer feudalistischen, abendländischen Burg dar, und soll, wie ältere und neuere Reisebeschreiber

behaupten, viel Aehnlichkeit mit dem majestätischen Schlosse Dover haben, eine Behauptung, die ich nicht bekräftigen kann, da mir die Nebel- und Dampfinseln Großbritanniens unbekannt sind. Weiter im Hintergrunde, alle rundumliegenden Anhöhen beherrschend, erhebt sich der Riesenberg, dessen Gipfel unter grünem Baumschatten eine kleine Kapelle trägt, zu welcher fromme Türken zu wallfahrten pflegen. Nach ihrer Meinung ruhen hier die Gebeine des auch von ihnen verehrten alttestamentarischen Josua, während classische Griechen es das Grab des Alciden nennen. — Die Aussicht von hier aber ist, von allen Höhenpunkten des bosporischen Ufers, die umfassendste, da das Auge über Berg und Thal und über die Krümmungen der Meerenge, bis nach Constantinopel und dem schwarzen Meere reicht. —

Die Sage bezeichnet zwei Orte, wo im Jahre 1097 Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern lagernd rastete, bevor er zur Belagerung von Nicäa aufbrach, nämlich die Wiese bei Bojuk-dereh auf der europäischen, und dieses Thal von Hunkjar-Iskelessi auf der asiatischen Küste. Das Bequemste ist's, stets den Platz als den echten anzunehmen, den man gerade selbst betritt und sich so, allenfalls selbsttäuschend, in jene ritterlich-romantische Zeit zurück zu versetzen. So thaten auch wir, und wandelten auf

asiatischem Ufer im Geiste durch Zeltreihen der abenteuernden Kreuzfahrer. Leicht trägt uns die Phantasie über die 800 Jahre weg, wieder in die Gegenwart, wo 1833 sich das kriegerische Lagerleben wiederholt, das ein mal hier schon gewaltet. Wir befinden uns auf der Stelle, wo im Sommer jenes Jahres ein russisches Armeecorps, dem Sultan Hülfe bringend gegen seinen empörerischen Unterthan, den alten Fuchs in Aegypten, rastete. Viel und Unglaubliches ändert die Zeit; wer hätte je gedacht, daß friedlich und brüderlich Türken und Russen, die alten Erbfeinde, diese sogar dem frühern Feinde vom drohenden Untergange Rettung bringend, nebeneinander weilen würden? Und doch geschah es. Es soll ein lebenvolles Bild gewesen sein, das in jenen Tagen hier die Meerenge und ihre Ufer darbot. Russische Linienschiffe, diese mächtigen Meerkolosse mit ihrem Gefolge von Fregatten, Briggs und kleinen Schiffen, auf den Wellen des Bosporus sich schaukelnd; dann auf dem asiatischen Ufer die bunten Zelte der türkischen Truppen und weiterhin im Thale und auf den Hügeln die der Russen, rings umgrünt von Platanen und vielbedeutenden Lorbeergebüschen. Orientalische und abendländische Krieger in nationeller Tracht und Bewaffnung sich bunt durcheinandertreibend, die aufgepflanzten Fahnen im lauen

Windzuge, wie auffordernd zum Kämpfe wehend — laute Commandorufe und rauschende Kriegsmusik aus dem Getümmel hervortönend. Dann, wenn der Abend herabdunkelte, das Aufflammen der unzähligen Wachtfeuer, einzelne pittoreske Gruppen des bunten Bildes beleuchtend. Der Donner der Abendkanone, die einfach rührenden Töne der Militairmusik, die das Abendgebet der Christen begleiten — die lang hallende Stimme des Imam's, der vom nahen Minaret die Bekenner Mohammeds zur Andacht auffordert — und zuletzt die lautlose Stille der Nacht, die sich beruhigend auf die zum Schlafe gelagerten Krieger niedersenkt: gewiß ein Bild, das seines Gleichen sucht, durch seine seltene Wiederkehr lebhafter sich dem Beschauenden einprägt und länger in der Erinnerung fortdauert. — Ein steinernes Denkmal ruft von einem Hügel das Andenken an jene Tage zurück. Der Türke, selbst der fanatische, der scheel auf die Moskowiter hinabblickt, beweist jenem Stein, sich an die Hülfe in der Noth erinnernd, Unverletzlichkeit. Englische Matrosen haben es gewagt, das Denkmal zu spoliiren, doch dafür eine Tracht Schläge von dazukommenden Moslims eingeerntet. Solche schlagende Erinnerungen kümmern Albion's blonde Söhne wenig, denn hätte ich für jeden Peitschen- oder Stockhieb, der im Orient

schon auf englische Rücken niederfiel, einen Dukaten, ich wäre jetzt ein Millionär.

Das Umherstreifen hatte uns erschöpft und wir traten den Rückweg nach dem am Ufer harrenden Boote an. Zuvor aber ließen wir uns in der Mühle mit „Jurt" bewirthen, eine hier sehr beliebte Erquickung in warmen Tagen. Es ist frische Milch, die durch das Hinzuschütten von etwas saurer zum leichten Gerinnen gebracht, dann mit Zucker versüßt und, erlaubt es die Jahreszeit, auch noch mit Erdbeeren vermischt wird. Die Wanderung hatte uns starken Appetit gemacht, der aber durch eine kleine Portion dieser leichten Erfrischung nicht gestillt wurde, sondern uns für das Diner noch sehr empfänglich ließ, das mit ungezwungener Heiterkeit gewürzt ward. Nachdem wir es mit Kaffee beschlossen, zogen wir männlichen Theilnehmer uns in die große Officierkajüte zurück und ließen meine „inamorata" im Capitainzimmer allein. Nach einer Viertelstunde wurde erlaubt, mich wieder zu nahen und Flavia stand durch die Civilkleidung des Cadets in einen zierlichen Jüngling verwandelt vor mir. Unter einer militairischen Mütze verbarg sich das rabenschwarze, reiche Haar; ein modernes Ueberröckchen, das nur für die Taille etwas zu weit, für die Brust dagegen etwas zu enge war, umschloß die üppige und

doch dabei schlanke Gestalt; weiße, weithinabfallende Pantalons ließen nur die Spitze des niedlichen Füßchens erblicken. Unser Junker mußte zwei Locken seines schwarzen Hauptharres opfern, die in einen zierlichen Schnurrbart verwandelt und der Oberlippe der ausgelassenen Frau, vermittels etwas arabischen Gummis aus der Apotheke des Doctors aufgeklebt wurden. — Die im Orient gewöhnlich sehr kurze Dämmerung war indeß auch angebrochen, und so schifften wir unbesorgt nach dem Kai von Bujukdereh hinüber. — Hinter dem Garten des russischen Gesandtschaftshotels, in dessen Nähe wir landeten, beginnt der des dänischen, seiner schönen Anlagen wegen in großem Rufe stehend. Der dänische Gesandte, Herr von Hübsch, hat sich, glaube ich, hier am bequemsten eingerichtet, da er Constantinopel als seine Heimath ansieht, während die Repräsentanten anderer Höfe ihren hiesigen Aufenthalt nur als einen vorübergehenden betrachten. Herr von Hübsch dagegen ist hier geboren, erwachsen und Gesandter geworden, ohne sein eigentliches Vaterland Dänemark gesehen zu haben. Fast Dasselbe ist mit seinem Vater der Fall gewesen, der ebenfalls, wie auch schon der Großvater, dänischer Gesandter bei der hohen Pforte war. So scheint diese Charge in der Familie erblich geworden, was aus vielen Gründen gar nicht

zu tadeln ist. Der Sultan pflegt Herrn von Hübsch als einen seiner lieben Constantinopolitaner zu betrachten und hat ihm öfter Beweise seines freundlichen Wohlwollens gegeben.

Indem wir links aus der Stadt bogen, erreichten wir die sogenannte „Wiese von Bujuk-dereh", die weltberühmte, anmuthige Promenade, auf der es neben Fußgängern auch nicht an eleganten Equipagen und Reitern fehlte. Die Dunkelheit war bereits eingebrochen; der Mond aber beleuchtete fast taghell das bunte Gewimmel und übergoß die herrliche Gegend mit seinem wundersamen Lichte. Kein Lüftchen rührte sich, der Abend war lau und milde. In durch den Mondschein scharf gezeichneten Umrissen zeigten sich die das Thal umschließenden Hügel. Nördlich ragen die beiden alten, von den Genuesen erbauten Schlösser Rumeli- und Anatoli-Kavak empor. Drüben in Asien thront herrschend der Riesenberg. An die buschigen Anhöhen lehnen sich die Gebäude des langgedehnten Bujukdereh. Gegen die Hügel von Therapia zu erblickt man die Paläste der französischen und englischen Gesandtschaft. Unfern von uns rauschte der Bosporus leise murmelnd gegen das Ufer und der Mond blitzte wie Gold auf den leicht gekräuselten Wogen. — Gleich einem Carnavalsgewühle umgeben uns im

bunten Gemisch Franken, Griechen, Armenier, Juden, Türken, Nationen aus allen Enden der Welt, nur daß die fremdartigen Erscheinungen hier keine Masken sind, sondern nationelle Eigenthümlichkeiten zeigen. Flavia war die einzige Maske, und zwar eine reizende. Alle Scheu vor Entdeckung war gewichen, und da unsere russischen Freunde soviel wie möglich vermieden, sich dem Kreise der Bekannten zu nahen, so lief das Abenteuer auch glücklich ab. — Wir gingen der mitten auf der Wiese stehenden Platanengruppe zu, die „siebzehn Brüder" genannt. Die weitschattige Baumgruppe, die hier aus einer Wurzel in siebzehn Stämmen hervortrieb und sich dann zu gewaltiger Blätterkrone ausbreitete, zählt jetzt nur noch sieben Stämme, ist aber noch immer groß genug, um ein anmuthiges, grünes, lebendiges Zelt zu bilden. Auf einer der Bänke ruhten wir neben rauchenden, bequemen Türken aus, und ließen uns in süßem far niente, wie die beturbanten Osmanlis, von dem lebhaften Gewühl umschwirren, das sich aber nach und nach zu zerstreuen anfing, als sich vom schwarzen Meer ein kalter Nordwind erhob. Der mahnte auch uns zum Aufbruch, und wir kehrten an Bord zurück. Capitain M., der für diese Nacht im Gesandtschaftshotel bleiben wollte, hatte meiner Dame sein eignes

Schlafkabinet auf dem Schiffe, mir aber sein Wohnzimmer als Schlafzimmer abgetreten. — Alles wurde still. Nur von einem Boote tönte die Guitarre eines Verliebten, der vermuthlich seiner am Strande wohnenden Angebeteten noch ein Ständchen brachte. Ist man selbst im Glücke, so gönnt man Andern ähnliches. Und so wünschte ich, daß die durch Musik Gehuldigte das Pförtchen öffnen und ihrem Anbeter vor dem kalten Nordwind ein freundliches, warmes Asyl geben möchte.

Der folgende Morgen war dazu bestimmt, einen Ausflug bis zum schwarzen Meere hinauf zu machen. Unfern von Bujuk-dereh nördlich fangen die Ufer an, die Schönheit zu verlieren, die sie weiter hinunter, nach Constantinopel zu, in so reicher Fülle aufzuweisen haben. Es scheint, als ob früher hier ein Vulkan mit seinem unterirdischen Feuer gewüthet; sowohl auf der asiatischen als europäischen Küste thürmen sich Felsmassen unordentlich auf- und durcheinander, und zeigen, sowie verschiedene Formation, so auch mannichfaltige Stoffe, aus denen sie zusammengesetzt. — Auf beiden Seiten der Meerenge bis zum schwarzen Meere hin reihen sich Batterien und Forts, von denen ursprünglich mehrere noch von den Genuesern herrühren, in neuerer Zeit aber mit großem Fleiß und vieler Umsicht in respectabeln Zustand gesetzt

worden. — Für den Alterthumsforscher beginnt hier ein fruchtbares Feld, denn wenn auch jetzt freilich wenig mehr aus alten Tagen sichtbar übrig geblieben, so erzählt die Sage doch noch sehr bestimmt von den Tempeln, Altären, Wundern und geheiligten Orten, die hier zu schauen waren. —

Unfern von Bujuk-dereh schneidet ein kleiner Golf, Selektrinum der Alten, in das europäische Ufer, dessen Name sich in dem dabei liegenden griechischen Dorfe Selektrina — von den Türken Sari-köi genannt — erhalten hat. Die südlichste Spitze des diesen Busen umgebenden Ufers ist Mezar-Burun, das alte Vorgebirge Simas, auf dessen Spitze ein der Venus meretrix geweihter Altar gelegen haben soll. — Weiter nördlich, oberhalb des Schlosses Rumeli-Kavak, strömt ein Flüßchen, der alte goldhaltige Chrysorhoas, ins Meer, bei seinem Ausflusse den jetzigen Hafen Bujuk-Liman bildend. Ober- und unterhalb dieses Hafens bestehen die europäischen und asiatischen Ufer aus steilen Felsen, zwischen denen, aus dem Bosporus, nur etwas weiter nördlich, die Cyanei'schen kleinen Felsinseln auftauchen, und so die Vermuthung bestätigt wird, als wären ursprünglich hier beide Welttheile verbunden gewesen und nur, durch eine gewaltsame Naturrevolution getrennt worden. Die Meinung der Alten, daß die

Symplegaden, die jetzigen Cyanen, schwimmende Inseln seien, mag wohl von der sich auch jetzt noch zeigenden Erscheinung herrühren, daß sie, abwechselnd bei stark wehendem Nord- oder Südwind, mehr oder weniger von dem Wasser bedeckt sind. — Diese Felsen sind unbewohnt und gewähren nur dadurch einiges Interesse, daß sich auf der Spitze des einen die Ueberbleibsel eines Marmoraltars befinden, den man ohne Grund die Pompejussäule nennt, obgleich eine früher lesbare, jetzt aber durch die Zeit vernichtete Inschrift: „Caesari Augusto E. C. L. ANNIDIUS. L. F. CLA. FRONTO." hinlänglich darthut, daß dieser Altar dem Cäsar Augustus zu Ehren errichtet ward. — Auf der äußersten Spitze der europäischen, sowie auf der gegenüberliegenden asiatischen Küste bilden die beiden Leuchtthürme: Rumeli- und Anatoli-Fanar, den Schluß des Bosporus und vereinigen so in ihrem Leuchtfeuer und dem Feuer ihrer Kanonen, Lockendes und Drohendes, je nachdem es die vom schwarzen Meere kommenden Schiffe nöthig machen sollten. — Die Gegend und das Meer bieten hier zu den mehr südlich gelegenen Punkten einen unangenehmen Gegensatz, da sich in den öden Felsenufern und den tosendbrandenden Wogen der See der Charakter der Wildheit ausdrückt. — Nordwestlich von dem Rumeli-

Fanar trifft man in dem Thale Doma-Dereh einige Ueberbleibsel eines Thurmes, den man für Ovid's freudenloses Exil hält, in welchem er starb. — Die gegenüberliegende asiatische Küste zwischen dem Leuchtthurm und dem schon erwähnten, südlicher gelegenen Riesenberge, bietet ebenfalls mehrere Punkte dar, die im Rückblicke auf das Alterthum den Beschauer interessiren dürften. Sowie am europäischen Ufer, so ragen auch hier einige kleine Felseninseln aus den Wellen hervor. Auf einer derselben soll der Thurm der Medea, auf dem Festlande weiter südlich hinab an dem Golf, den die Türken jetzt Ketscheli-Liman nennen, Pantichium, Belisar's Lustschloß, gelegen haben. Das Erste zu bestreiten, ist kein Grund vorhanden; das Letztere dagegen, so verbreitet auch diese Meinung sein mag, ist eine Unrichtigkeit, da jener große Feldherr freilich ein Lustschloß Pantichium besaß, das man aber auf dem Wege südlich von Scutari, zwischen Chalcedon und Nicomedia zu suchen haben dürfte, wenn, was nicht der Fall ist, irgend Etwas davon übrig geblieben, was man suchen könnte. — Das asiatische Fort Anatoli-Kavak bezeichnet die Stelle, auf der das geheiligte Widderfell einst eine Rolle gespielt hat. Von hier aus nämlich soll der Bock, als er seine goldene Haut noch auf dem Leibe hatte, seinen Reiter nach Kolchis getragen, und dann

der Eroberer des Felles, auch hier, den Unsterblichen geopfert haben und zwar dem Jupiter Urios, der an diesem Orte einen Tempel besaß. Dieser hat sich insofern erhalten, daß Justinian aus seinen Trümmern die jetzt ebenfalls nur noch als Ruine vorhandene Kirche des heiligen Pantaleon erbaute. —

Wir waren froh, als wir aus den nördlichen, unheimlichen Regionen des Bosporus wieder bei Bujuk-dereh anlegten, um dort den Körper etwas zu stärken und dann in bequemer Kalesche eine Landfahrt nach dem Thale von Belgrad zu machen, das man in einer Stunde erreicht. Schon in frühen Jahren hatte ich die Briefe der Lady Montague über diese reizende, paradiesische Waldgegend gelesen und fand nun bestätigt, was die geistreiche Frau so interessant zeichnete. — Das Dorf Belgrad, aus zerstreut in Gärten liegenden Wohnungen bestehend, ist ringsum von grüner Waldung umgeben, die sich an die letzte hügelige Abdachung des Balkan lehnt. Kleine Wiesenflächen mit murmelnden, blumeneingefaßten Bächen grünen mitten in diesen Hainen. Ueberall, auf der Ebene und auf den Hügeln sproßt ein reicher, üppiger Rasenteppich, über welchen Kastanien, Eichen, Platanen, Buchen und wilde Obstbäume ihre grünen Laubdächer schattend ausbreiten. Es scheint, als ob man nicht wagte, einen Baum dieser Haine zu ver-

letzen, denn nirgends fanden wir Spuren der Axt oder des Feuers, das seine vernichtende Gewalt an einem Stamme ausgeübt hätte. Kleine Wege winden sich durch diese stille Waldeinsamkeit; einzelne Durchblicke in die Ferne öffnen sich dem Auge, bald aber verhüllt die grüne, säuselnde Blätternacht wieder die weitere Aussicht. — Rosen, Myrthen und andere Sträucher und Pflanzen durchduften aromatisch diesen lieblichen Aufenthalt. Die dichtbelaubten Zweige hemmen den glühenden Strahl der Sonne, indeß ein stärkender Windhauch vom schwarzen Meere her durch die Blätter rauscht. Der Boden, der hier wie an den unfernen Ufern des Bosporus auf vulkanischem Grunde ruht, scheint diesem eben seine üppige Fruchtbarkeit zu verdanken. Die Waldung ist mit Wild und Geflügel bevölkert und der Jäger darf hier auf reiche Beute rechnen. — Sonst war Belgrad als Sommeraufenthalt des größten Theils der fremden Gesandten lebendiger. Seit diese sich aber nach Bujuk-dereh übergesiedelt, wozu sie die wohlgegründete Meinung bewog, als athme der Boden bei Belgrad während des Sommers schädliche, fiebererregende Dünste aus, ist das „Weißschloß" (Belgrad) fast nur von Griechen und Armeniern bewohnt, die sich hier vor den herrschenden Osmanlis zu verbergen scheinen, um ungestört zu genießen, was sie

gut oder schlecht erworben. — Was im Morgenlande selbst auf den einsamsten Stellen nicht fehlt und von dem wohlthätigen Sinne der Türken, der sich so mannichfaltig bewährt, zeugt, trifft man auch hier, nämlich einen krystallhell sprudelnden Brunnen in hübscher marmorner Einfassung. Trinkgefäße stehen auf seiner Balustrade, um den dürstenden Wanderer zu laben, und wenn der Abend naht, versammeln sich hier die griechischen Frauen, um im Reihentanze und Gespräche nach alter Sitte sich zu ergötzen. — Ein früherer englischer Reisender, der gleich Nicolai, dem unsterblichen Italien-Beschreiber, nur gereist scheint, um sich über Alles zu ärgern, klagt über die Menge giftiger Schlangen, die in Belgrads Hainen hausen und es unsicher machen sollen, sich auf dem Rasenteppich niederzulassen. Wir selbst haben hier geruht, und stets sieht man Gruppen von Einwohnern hier gelagert, ohne daß wir uns oder Jene sich von dem gefährlichen Gewürme umringt sahen. — Dann ärgert jenen Briten das Zirpen der Grillen und das Quaken der Frösche, was mich wundert, da er hätte erfreut sein müssen, in diesen Tönen eine Aehnlichkeit mit seiner zirpenden und quakenden vaterländischen Sprache herauszuhören. Es giebt wahrhaftig nichts Widerlicheres, als einen reisenden Engländer! —

In dem Walde Belgrads sprudeln die meisten Quellen hervor, deren Ueberfluß durch die von Justinian erbauten Wasserleitungen und durch die später von den Türken errichteten Aquäducte von Bagtschekôi und Burgas, über Berge und Thäler nach der an trinkbarem Wasser ärmern Hauptstadt geführt wird. Sehr beachtenswerthe, detaillirte Beschreibungen dieser kühnen, großartigen Bauwerke haben Andréossi, Hammer und neuerdings der deutsche Reisende Reumont geliefert.

Als wir nach Bujuk-dereh zurückkehrten, erfuhren wir, daß Capitain v. M. ein Boot nach Pera absenden solle, um von dort den Gesandten am andern Morgen zurückzubringen. Meinen constantinopolitanischen Kaïk, mit dem ich hergekommen, hatte ich gestern bereits entlassen und so war dies eine günstige Gelegenheit zu unserer Heimfahrt. — Nach freundlichem Abschiede von unsern russischen Freunden, die Alles aufgeboten, um uns die beiden Tage so angenehm zu machen, wie möglich, segelten wir in Begleitung eines der Officiere des Schiffes, begünstigt durch einen frischen Wind, die herrliche Wasserstraße wieder nach Constantinopel hinab und durften so noch einmal das wechselvolle Bild der reizenden Ufer an uns vorübergleiten lassen. Nur Eins störte uns, nämlich wie meine schöne Begleiterin wieder

unbemerkt in ihre Wohnung gelangen werde. Es begann bereits zu dunkeln, als wir bei Topchana landeten und nach Pera hinaufstiegen. In der langen Gasse trat ich mit Flavia unterdessen in die untere Hausflur des Gesandtschaftspalais, während der gefällige Lieutenant nach ihrem unfern gelegenen Hause schlich, um dort zu recognosciren. Es dauerte auch nicht lange, so sah dieser den gegenüberwohnenden italienischen Hüter, dessen Aeußeres wir ihm detaillirt beschrieben, aus seiner Thüre treten und nach der entgegengesetzten Seite der Straße, wo sie zum fränkischen Kirchhofe führt, hinabwandeln, nachdem er vorher einen Blick nach dem Fenster seiner Schutzbefohlenen geworfen, dort aber nur die alte Duenna erschaut hatte. Diese wurde, sobald die Luft rein, von dem Offizier mit dringenden Zeichen eingeladen, herunterzukommen, und ihr an der Hausthüre mit wenigen Worten unsere Nähe verkündet. Sobald uns von allem Diesem der Freund Nachricht gebracht und er nun im Gesandtschaftshotel zurückblieb, eilten wir auf dem schmalen, holprigen Trottoir längs den Häusern fort und schlüpften glücklich in die heimische Pforte zu der wartenden Alten hinein, die allen Heiligen dankte, daß wir wieder da wären, und nun von ihrer Entschlossenheit erzählte, mit welcher sie heldenmüthig gestern und heute die theilnehmenden

Besuche des landsmannschaftlichen Vis-à-vis abgewiesen. —

Am folgenden Morgen stand Flavia mit leidender Miene, aus welcher für mich freilich der Schalk deutlich hervorblickte, am Fenster. Der Italiener wurde mit sanfter Kopfneigung gegrüßt; er stolperte hastig hinüber und schien, soviel ich aus meinem Observatorium erblicken konnte, sein herzliches Beileid über die zweitägige Krankheit abzustatten. Selig sind die Einfältigen! — Ich aber möchte jetzt wohl noch einmal also den Bosporus und seine reizenden Umgebungen schauen. —

V.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien, mit Hinblicken auf die griechische Küste, die ionischen Inseln und die Westküste Italiens.

1.

Die letzten Tage in Nauplia. — Besuch der Festen Palamides und Itschkale. — Die Fünfbrüderbastion.

Der Mai des Jahres 1834 war über Griechenlands classische und romantische Fluren heraufgezogen, aber nicht der liebe, freundliche, deutsche Mai, sondern ein sengender und brennender. — Es war, als ob zwischen Sonne und Erde ein kolossales Brennglas schwebe, um Griechenland entweder zu schmelzen oder zu pulverisiren. — Weniger wäre freilich das Erstere zu befürchten gewesen, da damals an Metallen in Hellas ebenso wenig ein Ueberfluß vorhanden war, wie es leider auch jetzt noch ist. Der versumpfte Hafen von Nauplia athmete pestilenzialische Düfte, über seine grüne Oberfläche summten Wolken von Muskitos, blutgieriger wurden die Wanzen und die Unzahl leichtfüßiger Flöhe verfolgten

den Schlafsuchenden, wohin im Zimmer er auch mit seiner Lagerstätte retiriren mochte. So ging es auch mir. Selbst als ich auf dem Balkone meines Zimmers, der gerade so groß war, wie meine mühsam errungene und mit schwerem Gelde erkaufte Strohmatratze, mein Lager aufschlug, fanden sich Gäste obengenannter Art in Menge bei mir ein, die ich gern dem Herrn Divisionsauditeur Nikolai für seine Klagelieder über Italien zur Strafe gegönnt hätte. Dazu kam für Den, der gleich mir im Freien schlief, die empfindliche Kühle, die sich auch in der heißesten Jahreszeit um Sonnenaufgang einzustellen und dem Sorglosen recht derbe Gichtschmerzen zu bringen pflegt: unangenehme Vergißmeinnicht, die mir noch jetzt im linken Oberarme sitzen und mich nicht selten auf unsanfte Weise an Griechenland erinnern. Unter solchen Umständen wurde die Sehnsucht nach wirthlichern und bequemern Ländern nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde reger, und seufzend sah ich mich nach einer Schiffsgelegenheit um, die mich hinüber nach Italiens freundlicher Küste tragen sollte. — Eines von den Packetbooten des Kaufmanns und königlich sächsischen Generalconsuls Feraldi dazu zu benutzen, wäre zu viel verlangt gewesen von Einem, den schon Sonnenbrand, blutdürstige Insekten und Unbequemlichkeiten

jeder Art zu einer übermäßig schlanken Figur heruntergebracht hatten, wie mich. Ich kannte jene Paketboote und wußte, daß in ihrem beweglichen Raume Schmuz, Ungeziefer, schlechte Kost u. s. w. ebenso heimisch waren, wie auf dem Festlande Griechenlands. Höchst erfreut war ich daher über die Nachricht, daß Prinz Eduard von Altenburg in wenigen Tagen auf der ihm zur Disposition gestellten königlich griechischen Kriegsbrigg Nelson nach Italien und von da nach Deutschland zurückkehren würde; meine Bitte, ihn auf dieser Seereise begleiten zu dürfen, fand geneigtes Gehör. —

Jede Trennung von einem Orte, wo wir einige Zeit gelebt haben, und knüpften sich an ihn auch gerade keine angenehmen Erinnerungen, fällt dem Scheidenden schwer. Das ist die uralte Macht der Gewohnheit, die den Menschen verwachsen läßt mit Dem, was ihn umgiebt. Da war denn in den letzten Tagen noch soviel Wichtigscheinendes zu besehen, was früher als unwichtig und unbedeutend von Tag zu Tag aufgeschoben worden war. Die Felsenfesten I t s c h k a l e und P a l a m i d e s hatten mir nun fast vier Monate auf der Nase gesessen, oder vielmehr drohend über meinem Haupte gehangen, und noch hatte ich ihnen nicht meinen pflichtschuldigen Besuch abgestattet. Diese Säumniß wurde durch Ströme

von Schweiß bezahlt, die mich in dieser heißen Jahreszeit das Treppensteigen des fast senkrechten Felsens des Palamides kostete. Es ist ein gar beschwerlicher Weg, den die Venetianer zu der von ihnen erbauten Festung sich gebahnt hatten; das Eindringen eines Feindes von dieser Seite ist fast unmöglich. — Die von der Stadtcommandantschaft ertheilte Eintrittskarte öffnete uns das in den Felsen gehauene Thor, durch welches wir in den ersten Hof der Festung gelangten, auf dem die hauptsächlichsten, wenn auch nur winzigen Gebäude liegen. — Ein kleiner Pavillon, zu dessen oberm Stockwerke, nur aus einem Zimmer bestehend, von außen her eine Art von Hühnersteige führt, ist die Wohnung der beiden hier oben commandirenden Lieutenants, die wir in schlechter Laune, bei schlechtem, aus pechigen Bockshäuten gezapftem Wein, auf hölzerner Pritsche antrafen, umbraust von dem hier oben ununterbrochen wehenden Winde, der ungehindert durch die zertrümmerten Fensterscheiben bei den Einwohnern unwillkommene Besuche abstattete.

Für manche Entbehrungen, die die beiden Herren hier oben auf der Felsenspitze zu ertragen hatten, konnte sie einigermaßen die herrliche Aussicht schadlos halten, die sie weit über Meer, Land und Inseln hatten. Beim ersten Anblick war das Pan-

orama entzückend, was mir auch die Offiziere gern zugestanden, für die Länge aber wandten sie mir das „toujours perdrix“ ein, was ich ihnen ebenfalls gern zugestand, einen Blick auf ihre unbequeme Lage werfend.

Der Palamides ist in strategischer Hinsicht ein gewichtiger Punkt. Nur auf einer Seite, von Korinth her, ist die Feste leichter, d. h. aber immer noch sehr schwer zugänglich, und besteht aus sieben einzelnen Werken, die sämmtlich aber wieder zusammenhängen. Venetianisches und türkisches Geschütz schützt und schmückt die kolossalen Felsenmauern; sehr große Quantitäten, meist aber durch Nachlässigkeit verdorbenes Pulver, sogar auch noch aus der venetianischen Herrschaft stammend, lagert in den Magazinen. Mit den zerstreut umherliegenden Kanonenkugeln schob die Besatzung in den Erholungsstunden Kegel. In den Kasematten hausten Militairsträflinge, nebst einem griechischen Geistlichen, der für die Gefangenen, Griechen, Katholiken und Protestanten, den Gottesdienst hielt. In einer einsamen Mauerecke beschattet eine halbverdorrte Platane das Grab eines deutschen Philhellenen, den der Tod fern vom lieben Vaterlande in fremder Erde zur ewigen Ruhe bettete. Bedeckte Gänge, mitten durch die Felsen gearbeitet, zeigen, daß sich die Venetianer bei ihren Festungsbauten eben keine Mühe verdrießen ließen. —

Große Cisternen bieten, wenn auch kein Lethewasser, was für den Fremden in Griechenland manchmal sehr gut zu brauchen wäre, so doch den besten erfrischenden Trunk weit und breit. Man zeigte uns eine Kanone, die Grivas, als er während der Revolutionszeit hier oben despotisch herrschte, dazu brauchte, um auf die armen Bewohner der Vorstadt Pronia den Tod hinabzuschleudern, wenn sie nicht gleich seinem Verlangen willfahreten und ihm Proviant, oder auch zu seinem Amüsement ihre schönen Weiber und Töchter hinaufschickten. Da ich nicht genug Kriegsverständiger bin, so kann ich von den ehrenwerthen Eigenthümlichkeiten und militairischen Einzelnheiten des Palamides nicht viel verrathen, und verließ die Feste weniger befriedigt, als ich es als Lohn für mein mühsames Hinaufsteigen erwartet hatte. — Der Weg nach der Zwillingsfeste Itschkale, die sich nicht halb so hoch erhebt, ist bequemer, und man besteigt sie auf einer, hinter dem damaligen preußischen Gesandtschaftshotel belegenen, breiten Steintreppe ohne große Mühe. Ich besah sie in zufälliger Gesellschaft des Regentschaftsmitgliedes, General Heideck, der bei seiner langen Anwesenheit in Griechenland viel für die Ausbesserung und Wiederinstandsetzung des Itschkale gethan haben soll. Doch hat er das dulce mit dem utile vereinigt, indem er

mir, oder vielmehr meinem hochstehenden Begleiter, die Schießscharten einmal als treffliche Punkte, um aus denselben die belagernden Feinde ernstlich zurückzuweisen, pries, dann aber auch die herrliche Aussicht anempfahl, die man aus diesen Mauerdurchschnitten habe. Das Letztere hat sich bewährt, denn manches treffliche Landschaftsbild des Generals Heideck ist hier oben aus diesen Schießscharten aufgenommen worden. Der Blick von dieser Höhe über die Ebene von Argos, mit den sie begrenzenden Bergreihen, ist wirklich reizend. — Die einzelnen Felsenhügel, die in der Ebene ganz isolirt auftauchen, bezeichnete der General als kleine Inseln, indem er annahm, daß früher das Meer bis zu den entfernten Bergen seine Wogen gewälzt habe, eine Ansicht, der man, wenn man das Terrain genau betrachtet, wohl beipflichten möchte. —

Die Grundmauern der Festung Itschkale sind noch sogenannte cyklopische, aus kolossalen Felsstücken ohne sichtbares Bindemittel zusammengefügte.

Unter den in ihrem Umfange belegenen Gebäuden sind mir nur wenige interessant erschienen.

Zuerst das Militairlazareth, so vortrefflich eingerichtet, daß, wäre nicht das Kranksein dabei unerlaßlich, Jedermann gewiß gewünscht hätte, hinein-

zukommen, da man schwerlich irgendwo in Nauplia ein besseres Quartier finden konnte.

Dann befindet sich hier oben das Gefängniß, in welchem der arme Kolokotroni ein Jahr in Haft gehalten wurde. —

Ich stieg hinab von der Feste und die Erinnerung, die ich mit hinabnahm, war keine wohlthuende. Der Abend senkte sich erquickend nach des Tages sengender Hitze nieder. An der südwestlichen Spitze wird die Stadt von der sogenannten Fünfbrüderbastion beschützt. — Das ist ein anmuthiges Plätzchen, wo ich manchmal gesessen und aus langem Tschimbuki in die Abendluft hinausgedampft. Auch jetzt besuchte ich es noch einmal und über die Mauerbrüstung hinabgebeugt, schweifte mein Blick weit über das Meer, das leise den Fuß der Bastion umrauschte, bis zur gegenüberliegenden Küste des Golfs, wo das grünbelaubte Astros seine niedern Ufer herabsenkt. Eine heitere Ruhe glänzte über Meer, Himmel und Land. Mitten im Hafen lagen unbeweglich die sieben, die britische Flotille bildenden Kolosse, unfern von ihnen eine französische Fregatte, eine russische und eine östreichische Kriegsbrigg. Auf Booten schwammen Neugierige um die hölzernen Meerpaläste. Immer längere Schatten warfen die lakonischen Felsgebirge; nun glühten nur noch ihre

Häupter. — Da donnert von Palamides und von den Kriegsschiffen der Abendschuß. Unter Trommelwirbel senken sich die Flaggen, mit den Farben ihrer Herrscher geziert, herab, und die Musikchöre der Linienschiffe senden den tönenden Abendgruß über die Wogen hinaus. In die Stadt zurückgekehrt, kam ich noch zu rechter Zeit, um die Nachtmusik zu hören, die die Garnison dem bisherigen Commandanten von Nauplia, dem Prinzen Eduard von Altenburg, zum Abschiede brachte. — Am folgenden Morgen kam dann endlich von der Station Poros unsere Brigg Nelson in dem Hafen an, und nun ließen mir die Geschäfte, die eine Einschiffung in Menge mit sich bringt, nur noch Zeit, von Denjenigen Abschied zu nehmen, die allein mir das Scheiden von Hellas schwer machten. Mit Sonnenuntergang, wenn der Landwind sich erhebt, sollten die Anker gelichtet werden. —

2.

Einschiffung auf der königlich griechischen Kriegsbrigg Nelson. — Einrichtung auf dem Schiffe. — Besuch des Königs an Bord. — Abfahrt. — Monembasia. — Generalversammlung der Passagiere und Beschluß, wie es mit der Tafel zu halten sei.

Es war gegen 7 Uhr Abends, als ich, nach Vorausschickung meines Gepäcks, wobei natürlich einige dreißig Pfund guten, griechischen Tabaks nicht fehlten, zum letzten Male über den Platanenplatz wandelte und der „bella Italia“, Nauplias berühmtestem Kaffeehause, einen freudigen Scheideblick zuwarf, da ich hoffen durfte, ihre schönere Namensschwester in natura nach wenigen Tagen zu begrüßen, d. h. wenn es Neptun beliebte. Durch die Meervorstadt, den Bazar Nauplias, führte mich

jetzt mein Weg; in der von einem paar jungen Würtembergern dort eröffneten Bierbude tranken einige baierisch-griechische Offiziere, als Surrogat des vaterländischen, triestiner Bier, das man theuer genug die Flasche etwa mit 8 Groschen Courant bezahlen mußte. Durch griechische Hausirer und den sie umgebenden Gestank gelangte ich endlich zum Quai, wo mich Kostaki, ein rothkäppiger Griechenbursche, den ich seit Monaten zum Lenker meiner Meerspazierfahrten erwählt, heute zum letzten Male in sein Boot aufnehmen sollte.

Mit einem frohen Sprunge in das kleine Fahrzeug verließ ich den hellenischen Boden und bald schmiegte sich das Boot an den dicken, getheerten Bauch des Nelson, dessen Rücken ich auf der schwankenden Schiffsleiter bestieg. Dort fand ich schon die übrigen Passagiere, bestehend aus mehrern Offizieren, Herrn W., dem bisherigen Beichtvater des Königs Otto, nebst einigen Domestiken, und einem preußischen Jagdbeflissenen und Forstmann, der aufrichtig gestand, daß er einen tüchtigen Bock geschossen, indem er sich nach Griechenland übergesiedelt habe.

Der vornehmste Reisende, Prinz Eduard, fehlte noch. — Die Lagerstätten in den beiden Cajüten waren bereits von den Frühergekommenen besetzt; ich placirte

demnach meine Matratze auf dem Verdecke unter der schützenden Hinterschanze neben dem Steuerruder, eine angenehmere Stelle, als die unter dem Verdecke, wo Insekten und griechischer Gestank die nächtliche Ruhe zu stören drohten. Dann begann ich eine Ocularinspection des hölzernen Gebäudes, das uns vielleicht auf ein paar Wochen beherbergen sollte, und fand freilich zwischen der königlich-griechischen Brigg Nelson und der Brigg irgend einer andern Marine einen großen Unterschied. Gewöhnlich besteht die Besatzung eines Kriegsfahrzeuges dieses Ranges aus 150 Mann, unser Nelson dagegen hatte nur 50 Leute, einen Capitain, zwei Offiziere und einen Schiffsschreiber. Von den 20 Kanonenluken waren nur sechs montirt, obgleich große Vorräthe von Geschütz im Zeughause zu Nauplia rasteten. — Außerdem bestand die Bewaffnung aus neun Gewehren und Karabinern! Die Kartensammlung war auch nicht splendid zu nennen, da sich nur eine einzige vorfand, und diese rührte, wie die Jahreszahl anzeigte, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts her. Ein Kompaß, ein alter eiserner Zirkel, an dem eine Spitze fehlte, und den man auch zuweilen als Pfeifenräumer gebrauchte, und ein, ohne Scherz sehr gutes Fernrohr machten die nautische Instrumentensammlung aus. Ich glaube, daß dies im Jahre 1834

ausgerüstete griechische Schiff mit jedem aus der Flotte der Troja belagernden Griechen wetteifern konnte. Die Besatzung des Schiffes war heute in großer Galla, einmal des bedeutenden Passagiers wegen, und dann, weil man noch den Besuch des Königs erwartete. Die Offiziere in blauen Oberröcken mit rothem Kragen und Aufschlägen, die Mannschaft in eben solchen Jacken und gelben Strohhüten, um welche sich ein schwarzes Band schlang. —

Um halb zehn Uhr rauschte durch die sternbeleuchteten Wogen ein großes Boot heran; in ihm befand sich der König, der seinen Oheim noch bis zum Schiffe begleitete. Auf dem Verdecke angekommen, wo er mit einem herzlichen: „Zito o Basilevs“ begrüßt wurde, unterhielt er sich kurze Zeit mit dem Capitain und einigen andern Anwesenden, und stieg dann mit dem Prinzen in die Cajüte hinab, wo die beiden hohen Herren ungefähr eine Stunde lang ohne Zeugen verweilten. Es war ein schmerzlicher Abschied, den der König von seinem besten Freunde nahm. Das königliche Boot mit dem jugendlichen Herrscher, dem wir recht aufrichtig gemeinte Segenswünsche nachsandten, verschwand in der Nacht.

Es erhob sich allmälig der regelmäßig in jenen Gegenden eintretende Nachtwind. Die Mannschaft trat an die Ankerwinde, und begann, unter der sehr

einfachen Begleitung einer Piccoloflöte, die das ganze Musikchor des Nelson bildete, den zum Heben des Ankers nöthigen Rundmarsch. Unterdessen bereitete auf Befehl des Prinzen der Koch heißes Wasser, und als der Anker über den Wellen schwebte, und von dem frischen Landwinde sich die Segel blähten, tranken wir aus vollen Punschgläsern dem armen Hellas ein herzliches Lebewohl zu! Nur Wenige von uns suchten das Lager, die Meisten, worunter auch ich, blieben in der sternhellen Nacht in freundlichem Gespräch auf dem Verdecke und erfreuten uns an den rasch vorüberweichenden, vom Monde magisch beleuchteten Felsgestaden. —

Zu dem angenehmen Theile unserer Fahrt gehörte, was vielleicht besonnenere und dabei unerschrockene Schiffer nicht gethan haben würden, daß unser, allem Anscheine nach nicht sehr erfahrene Capitain sich immer unfern der Küste hielt und uns so sehr deutliche Hinblicke auf die interessanten Punkte der hellenischen Ufer gewährt wurden. — Am folgenden Vormittage hob sich, kaum eine Viertelmeile von uns entfernt, der pittoreske Felsenkoloß aus den Wogen, auf dem Monembasia liegt. Ich schalte hier ein, daß ich die meisten beachtenswerthen Punkte der griechischen Küste aus früherer eigner Ansicht kannte, und darf daher hin und wieder mit bestimm-

teren Farben die skizzenartigen Andeutungen ergänzen. Vom Festlande getrennt, steigt der etwa eine halbe Meile im Umfange messende Felsen, der die Stadt und Citadelle trägt, anfangs allmälig aus dem Meere auf, thürmt sich aber dann, etwa in der Mitte seiner Höhe, fast senkrecht empor, so daß man von der Ferne einen gigantischen Turban auf dem Meere schwimmen zu sehen wähnt, dessen Spitze mit einer alten zusammengefallenen Kirche, wie mit einem, in gleichem Maßstabe gehaltenen Knopfe geschmückt ist. Auf der höchsten ebenen Fläche des Felsens befindet sich die Citadelle, wie fast alle ihre moreotischen Schwestern von den baubeflissenen Venetianern herstammend. Die innerhalb ihrer Mauern gelegenen Gebäude sind jetzt nichts weiter als Trümmerhaufen, inmitten riesiger Cactusstauden und Feigengesträuche, die auf dem wenig fruchtbaren Erdreich dennoch lustig fortwuchern. Sowie unser Nelson auf seiner Fahrt weiter fortrückte, trat die am Fuße des Felsens auf seiner Südseite liegende Stadt hervor, ein von starken Mauern umgebenes Wirrwarr von Häusern, über welche einige Kirchen hervorragen. Auf der Westseite der Insel endigt die Stadt mit einem Thurmthore, das auf eine hölzerne Brücke von zwölf Bogen hinausführt, die Insel und Festland verbindet. — Dieses letztere zeigt sich, soweit es sich, aus dem Meere

allmälig aufsteigend, dem Auge darbietet, dürr und rauh, doch mit einzelnen frischen grünen Stellen. Da sprossen Mandel=, Oliven= und Orangenbäume, der Oleander und die Myrthe. Und welchen Weinkenner kitzelt es nicht auf der lüsternen Zunge, wenn er bedenkt, daß Monembasia außer seinem türkischen Namen: „Mengeschö," auch den von „Napoli di Malvasia" führt? An dem Fuße dieses anscheinend dürren Inselfelsens rankt sich die Rebe, die die bekannte köstliche Traube trägt. —

Der Prinz berief uns an diesem Morgen zu einer Generalversammlung, in welcher berathen oder beschlossen werden sollte, wie und auf welche Art wir während der Reise unsere Körper bewirthen möchten. Uebrigens war höhern Orts unser Schiff so reichlich mit Vorräthen versehen, daß an ein Geizen hinsichtlich der Tafel nicht gedacht werden durfte. — Es wurde daher bestimmt, daß Jeder um 8 Uhr früh sich in der Capitaincajüte zum Frühstücke einfinden sollte, das aus Kaffee, Brod, Butter, kalten Fleischspeisen und gesottenen Eiern, nach englischem Gebrauche, bestand. — Um zwölf Uhr erschien ein dejeuner à la fourchette: drei warme Speisen, nebst Südfrüchten. Um 5 Uhr folgte dann die Hauptmahlzeit, aus Suppe, vier Speisen und Desert bestehend. Wein wurde nach Verlangen in reichlichem Maaße servirt.

Den Beschluß der leiblichen Genüsse machte Abends halb 9 Uhr eine Bowle Punsch. — So war denn also für die Sättigung hinlänglich gesorgt. Der Schiffsschreiber, der zugleich das Amt eines Proviantmeisters versah, und die andern Griechen vom Capitain bis hinab zum Koch wußten sich freilich vor Verwunderung über solch sybaritisches Schlemmen kaum zu lassen, da bekanntlich ein griechischer Magen leichter zu befriedigen ist, als ein deutscher. —

3.

Cap St. Angelo. — Seekranke. — Piraten der Maina. — Cerigo. — Cap Matapan. — Kostaki, unser Steuermann. — Cap Gallo. — Sapienza und Modon. — Navarin und eine Hinrichtung.

Es begann in den Nachmittagsstunden etwas stärker aus Südost zu wehen, wodurch wir belehrt wurden, daß wir uns dem Cap St. Angelo (Malea) näherten, wo es, wie bei der zweiten moreotischen Spitze, dem Cap Matapan, selten windstill zu sein pflegt. In kurzer Zeit hatten wir auch das erstgenannte Vorgebirge, das sich ganz flach in die See hinabsenkt, erreicht.

Um die Zeit des Mittagsessens flog unser Schiff, mit seiner rechten Seite tief in den Wellen liegend, lustig dahin, und wir versprachen uns von dem

schiefen Diner manchen Spaß. Als wir uns nun zu Tische setzten und die Häupter unserer Lieben zählten, fehlten freilich nicht sieben, aber doch zwei, nämlich der geistliche Herr und ein vor wenigen Stunden noch sehr eßlustiger Generaladjutant. Bei der angestellten Nachsuchung entdeckten wir Beide in beklagenswerthem Zustande, jeder das Haupt zu einer unbesetzten Kanonenluke hinausgesteckt und qualvolle Opfer dem Gotte Neptun darbringend, was besonders dem Herrn Pfarrer bei seiner Abneigung gegen die heidnischen Götter schwer anzukommen schien.

Es war damals gerade die Zeit der Unruhen in der Maina, bei welchen sich die Regierung eben nicht mit Lorbeeren bedeckte und viel unnützes Menschenblut opferte, um ein paar feste Thürme zusammenzuschießen und sich hiernach gezwungen zu sehen, die Sache beim Alten zu lassen. —

So unsicher wie in jenen unzugänglichen Gebirgen des alten ungebeugten Spartas war auch die Meergegend, wo die mainotischen Piraten von jeher ihr Unwesen zu treiben pflegten. — Einige verdächtige Barken, die vom Lande her auf uns zuschwammen, hielten sich in respectvoller Ferne, vermuthlich weil sie in dem Irrwahn schwebten, daß unsere sechs eisernen Kanonen geladen wären. Links hatten wir nun die letzte, oder für uns die erste ionische Insel,

doch schon außer dem ionischen Meere liegend, Cerigo mit ihren steilen, kahlen Felsenufern, nahe genug, daß wir ihre Nordspitze mit dem kleinen Porto Tino und dem dabei liegenden Flecken Potamo deutlich sehen konnten, Cerigo, das alte Cythera, an dessen Gestaden Aphrodite dem Schaum des Meeres entstieg, dann sich aber nach den reizenden Gefilden von Paphos begab, die freilich eine freundlichere Stätte zum Dienste der Liebe darboten, als Cytheras nackte Felsen. Es ist bekannt, daß auf diesem kleinen Eilande die Verehrung der reizendsten Göttin durch die Phönizier eingeführt wurde und hier einst ihr ältester Tempel stand, von dem aber schon Reisende vor zweihundert Jahren nur noch unbedeutende Ueberbleibsel sahen. —

Die alte Stadt Cythera, der Palast des Menelaus, die Bäder, deren Fluth um die holden Glieder der schönen, Verderben bringenden Helena sich schmiegte, Alles das ist jetzt verschwunden.

Wo sonst süße Hymnen der Göttin ertönten, rasseln jetzt britische Trommeln. Aber in den friedlichen griechischen Bewohnern, in ihren sanften Sitten und Gebräuchen scheint sich noch die Erinnerung an die entfernte Vergangenheit erhalten zu haben. —

Daß der Dienst der paphischen Göttin nicht verschwinde, dafür wird die englische Garnison wohl

sorgen, die hier ihr Wesen treibt und Alles anwendet, um Cerigo zu einem zweiten Gibraltar zu machen. Das älteste Schachervolk der Welt, die Phönizier, waren die ersten Herren der Insel, jetzt sind es die Engländer. So kehrt Alles im Kreislaufe der Zeit wieder. —

Vom Monde gespenstisch beleuchtet zeigte sich das Cap Matapan, an dem uns der noch immer anhaltende Wind am späten Abend vorbeitrieb. Ein heißer Hauch wehte von Afrika herüber, so daß er selbst die Kühle der Nacht und mit ihr den Schlaf verscheuchte. Darum raffte auch ich mich vom harten Lager auf und lehnte mich über Bord. Vor meinem Blicke flog, wie in einem Diorama, die gezackte Küste Moreas vorüber. Nach Mitternacht verschwand der Mond und die Nacht wurde finsterer. Um so deutlicher zeigte sich nun das elektrische Leuchten der südlichen Meere, Funken umsprühten die Seiten des Schiffes und eine blitzende Bahn blieb weit hinter dem Steuerruder zurück. Auf dem Verdecke war Alles todt und still, nicht das geräuschlose Leben, wie auf andern Schiffen, wo die Hälfte der Mannschaft wachsam auf ihren Posten auch während der Nacht steht, jedes Winkes des Capitains oder des Windes gewärtig.

Auf dem Nelson lag der größte Theil der Leute

unten, einige auf dem Deck in tiefem Schlafe versunken. Am unbeholfenen, von keinem Rade bewegten Steuerruder saß auf hölzernem Schemel der sechszigjährige, riesengroße Steuermann, in dessen Hand für jetzt unser Schicksal lag. Zu dem Alten gesellte ich mich, da die laxe Disciplin unsers Schiffes es nicht untersagte, mit dem Steuermann zu plaudern. Von seinem zehnten Jahre schwamm er schon in diesem Meere umher und konnte also mit den Fluthen, so gut wie ein ci-devant venetianischer Doge, seine goldene Hochzeit feiern. — Weiter als bis Corfu war er westlich nicht gedrungen. Früher hatte der alte Kostaki (Konstantinchen) wie man seltsam genug den alten vierschrötigen Mann mit dem Diminutivnamen benannte) auf einem Piratenschiffe gedient, geraubt und auch wohl gemordet, dann trieb er dasselbe Handwerk, nur mit einer Art von Privilegium, auf einem hydriotischen Schiffe in dem griechischen Befreiungskriege gegen die Türken, bis er endlich bei der neuen Ordnung der Dinge seinen jetzigen Platz erhielt, eigentlich ein Ruheplätzchen, so lange die Regierung nicht mehr Geld auf die Marine verwendet, durch die Griechenland doch nur einzig und allein aus seinem politisch-schwindsüchtigen Zustande errettet werden kann. Kostaki war ein guter Bursche, Tag und Nacht auf den Beinen, so daß

ich gar nicht begriff, wann der Alte eigentlich schlief. — Machte Windstille seine Gegenwart am Steuer nicht nothwendig, so half er kochen. Abends schlug er den Zapfenstreich und honorirte die zur Nacht herabsinkende Flagge mit drei Flintenschüssen. Zur Erholung dressirte er einen Affen, der die Reise mitmachte, und zeigte sich dabei als trefflicher Philologe. Er war Alles in Allem, und wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in der That eigentlich der Capitain unsers Schiffes, wogegen Der, der diesen Titel führte, sich als ein unwissender, roher und in der Gefahr verzagter Mann documentirte, der Tag und Nacht schlief, und auf ächt griechische Manier an einen derben Schiffsjungen Liebkosungen, wie an eine Geliebte verschwendete. — Im Herbste 1836 hat dieser berühmte Seeheld seinen Nelson, befrachtet mit ausgedienten deutschen Soldaten, an der Küste von Morea auf den Strand laufen lassen. —

Am Morgen kamen wir in die Nähe der dritten südlichen Spitze des sterngeformten Peloponnes, zum Cap Gallo mit den in seiner Nähe liegenden Inseln Venetiko, Kabrera u. s. w. —

Der Wind war mehr nach West gegangen, so daß wir nicht mehr mit der Schnelligkeit fortflogen, wie bisher. So trieben wir ganz nahe an das schmal dahingestreckte kleine Eiland Sapienza heran, das

den Eingang zum Hafen von dem nahen Modon vertheidigen hilft. Die unbedeutende Felseninsel mag früher manchem venetianischen Handelsschiffe doch wohl bedeutend vorgekommen sein, da in ihren Buchten und denen des nahe gelegenen messenischen Ufers damals häufig Raubschiffe der Barbaresken auf Beute lauerten. — Später haben griechische Piraten Sapienza als eine ihrer Hauptstationen betrachtet, sind aber jetzt ruhiger geworden, seit englische, französische und russische Kriegsschiffe häufiger diese Gewässer besuchen. Merkwürdig würde die Insel geworden sein, wenn die in neuerer Zeit gefaßte Idee ins Leben getreten wäre, dem Johanniterorden Sapienza als vorläufigen Ersatz für Malta zu geben. Gegenüber der Nordspitze der Insel und vielleicht nur eine halbe Meile entfernt, liegt Modon, auf dem steilen Felsufer sich amphitheatralisch bis zu einer hohen Ebene erhebend, wo die Akropolis über die niedrigen Häuser der Stadt drohend nach dem Hafen hinabsieht, aus welchem im Herbste 1828 Ibrahim mit dem Reste seines Heeres und seiner Flotte, als Besiegter zu seinem Vater, dem alten ägyptischen Fuchse, zurückkehrte. — Kahl und dürr zeigt sich jetzt die Umgegend, nur von wenigen Oelbäumen durchgrünt.

Noch ist Modon nicht dem Blicke entschwunden,

als sich auch schon das in neuerer Zeit weltberühmt gewordene Navarin, von dem erstern etwa anderthalb Meilen entfernt, repräsentirt. Der Hafen, bekannt durch seine Größe, da im Jahre 1827 in ihm die drei christlichen Flotten gegen die türkische kämpften und diese vernichteten, wird vom Meere durch die von Nord nach Süd sich hinziehende schmale Insel Sphagia geschieden. An der Südspitze dieses kahlen, felsigen Eilandes öffnet sich die für größere Schiffe practicable Einfahrt, die aber bestrichen durch das Geschütz der dabei liegenden Citadelle Navarin (Neokastron) wohl auch zu einer Hinabfahrt auf den Meeresgrund werden kann, auf welchem die Kanonen der in jener Schlacht versenkten türkischen Flotte ruhig auf ihre Auferstehung warten. Aus jenen Flammen schwang sich, wie enthusiasmirte Griechenfreunde meinten, damals phönixgleich die griechische Freiheit auf. Aber, darf man hinzufügen, sie beleuchteten soviel hellenische Schmuzflecken, daß es beinahe besser gewesen, wenn die ganze Illumination unterblieben wäre. Als Stadt ist Navarin, ähnlich allen griechischen Städten, ein unsauberes Gewirr von halbverfallenen Hütten und Hüttchen, in welchen ungefähr 1200 Menschen leben. Wie? kann man sich erklären, da die Bewohner Griechen sind, unter welche sich in neuerer Zeit noch

einiger dalmatinischer und italienischer Ausschuß gemischt hat. — In der Mitte der Stadt bilden einige kleine Buden den Bazar, auf welchem neben guten Südfrüchten, schlechtem Weine und ranziger Ziegenmilch, rothe Fez, langhaarige griechische Schiffermäntel, wohlfeile Teppiche und alte Kleider zu haben sind. Das Ufer des Hafens hebt sich mit Gesträuch bewachsen hügelartig bis zu den dahinterliegenden Felsenbergen empor, über welche am höchsten der St. Nikolo-Felsen emporragt und den vorübersegelnden Schiffer aus weiter Ferne grüßt. —

Drei Wochen früher hatte ich auf einer Reise durch den Peloponnes auch Navarin berührt und dort einen wahrhaft gräßlichen Scandal mit angesehen. Sechs Seeräuber, die sich nicht überzeugen konnten, daß mit der neuen Regierung doch auch eine neue Ordnung der Dinge beginnen müßte, hatten unbesorgt ihr früheres Handwerk, Raub und Mord, fortgetrieben, waren aber so dumm gewesen, sich fangen zu lassen. Alle sechs wurden zur Guillotine, die in Griechenland als neues Beförderungsmittel in die Ewigkeit vor Kurzem erst eingeführt war, verurtheilt. Der königlich griechische Scharfrichter von Nauplia, ein zum Christenthum übergetretener Araber, von seiner frühern Diensteinheit unter Ibrahim Pascha mit dem Kopfabschneiden ver-

traut, war in Navarin zur Vollstreckung des Urtheils erschienen. Noch schwebt mir der Kerl in seiner blauen Uniformjacke mit rothem Kragen und Aufschlägen und dem betroddelten rothen Fez vor Augen. Die kleine gedrungene Gestalt bewegte sich mit der Gewandtheit einer wilden Katze, von der er auch sein Gesicht und vornehmlich die Spitzbubenaugen entlehnt zu haben schien, auf dem Schaffot, um die Vorbereitungen zur Hinrichtung zu treffen. — Um 10 Uhr Morgens erschienen die Verurtheilten mit auf den Rücken gebundenen Händen, escortirt von griechischen Gendarmen, auf dem Richtplatze, der mit einer ungeheueren Menge Volks besetzt war. Um das Schaffot hatten bairische Truppen ein Quarré gebildet. Eine griechische Gerichtsperson las den armen Sündern mit vielem Pathos das sehr weitschweifig abgefaßte Urtheil vor, so daß darüber beinahe eine Stunde verging. Nun sollte der erste Verurtheilte das Gerüst besteigen, wozu er aber, was ihm gar nicht zu verdenken war, auch nicht die mindeste Lust bezeugte. Die Gendarmen wurden aufgefordert, hülfreiche Hand zu leisten, aber, siehe da! sie verweigerten es, was eben auch nicht auffallend ist, da diese Truppe aus frühern alten Wegelagerern, Räubern und Gurgelabschneidern besteht, und das Mitgefühl mit ihres Gleichen also noch nicht ganz erloschen sein

konnte. Zwischen dem Richter und dem Henker einerseits und dem Verurtheilten und den Gendarmen andererseits entstand nun ein großer Disput. Die beiden Erstern priesen die Zweckmäßigkeit der Guillotine, wogegen der Verurtheilte verlangte, daß man ihn erschießen solle, welches Gesuch auch von den Gendarmen unterstützt wurde. Nun nahm auch das Volk an den Debatten Theil, drängte sich immer näher heran, und es fehlte nicht viel, daß sämmtliche Verurtheilte in dem entstandenen Tumult entwischt wären. Als der commandirende bairische Offizier sah, daß die an und für sich schon ernste Sache eine noch viel ernstere Wendung nehmen könnte, ließ er das zweite Glied seiner Mannschaft mit gefälltem Bajonett Front gegen das außer dem Kreise stehende Volk machen, während mehrere Soldaten des vordern Gliedes den Verbrecher dem Henker bis auf's Bret der Guillotine lieferten, der bis zum letzten Athemzuge die Menge anrief, ihn zu befreien. Diese Scene wiederholte sich mit jedem der Verurtheilten, so daß erst um 4 Uhr dem Letzten der Kopf abgeschlagen wurde. So hatte die ekle Metzelei also volle sechs Stunden gedauert. Mehrere der Soldaten, die sich bei der gefährlichen Sache mit der lobenswerthesten Ruhe benahmen, waren durch Steinwürfe aus dem Volke verwundet worden. Dem arabischen

Henker schwur man laut den Tod, und nur eine starke militairische Escorte konnte ihn gegen den Angriff der Menge schützen. So „bin auch ich in Arkadien gewesen", zu welchem Departement Navarin bekanntlich gehört, kann aber gestehen, daß ich mich dort eben nicht sonderlich erbaut habe. Man muß einen idealen, poetischen, arkadischen Schäfer neben einen wirklich existirenden hinstellen, und die arkadische Poesie könnte einem bei dem Anblicke eines solchen in Lumpen oder Schaffelle gehüllten und mit Ungeziefer bedeckten Individuums auf immer verleidet werden. Die arkadischen Fluren sind übrigens auch um nichts anmuthiger, als die andern griechischen. Baumlose Ebenen mit versengtem Grün, kahle Felsenberge, verfallene Hütten und, als Staffage, jetzige Hellenen! Wer damit zufrieden ist, wandere hin und schwärme, bis ihn bald eine unbezwingliche Sehnsucht nach Deutschland anwandeln wird. —

4.

Zante, fiore di Levante. — Die Erdpechquellen der Insel. — Die Stadt. — Unterhaltungen während einer Windstille. — Der verbrecherische Affe.

Wir segelten nach unsers ängstlichen Capitains Anordnung wohlgemuth längs der Küste fort, warfen an der Nordspitze der Insel Sphagia noch einen Blick auf das an der Spitze des Festlandes gegenüberliegende Alt-Navarin, wo die Einfahrt in den Hafen nur kleinen Booten möglich ist, und gelangten so bis auf die Höhe des Busens von Arkadia, wo unsern Schiffsbefehlshaber plötzlich der Geist der Courage zu überkommen schien, und er, nicht zwischen Zante und der griechischen Küste hindurch, sondern aufs hohe Meer hinauszusteuern befahl, so daß Zante, „fiore di Levante“, mit seinen Oran-

gendüften uns rechts liegen blieb. Diesen Blumennamen scheint die Insel ebenso wenig zu verdienen, wie den, den ihr Virgil beilegt: „nemorosa Zakynthos“, wenn man ihre Westseite zuerst erblickt, die eine kahle, felsige Ansicht gewährt und von Vegetationen nur spärliche Spuren darbietet. Nähert man sich aber in kleinem Trabakulo vom moreotischen Ufer der Insel, so glaubt man einen Zaubergarten aus den sonnenbeglänzten Fluthen aufsteigen zu sehen, denn in der üppigsten Vegetation prangt die Ostküste des Eilandes. Da grünt der Oelbaum, Citronen und Pomeranzen schimmern aus der dunkeln Umgebung, und auf niederer Rebe wiegt sich in vollen, langen Trauben die purpurrothe Korinthe, die verpflanzt von Morea hier in diesem Boden erst ihre rechte Heimat gefunden zu haben scheint, und deren gesegnete Ernte den Hauptreichthum Zante's ausmacht. Aber im Schooße dieses blühenden Eilandes schlummert das Verderben. Zante scheint ein einziger Vulkan zu sein, der durch die häufigen Erdbeben sein immer waches Dasein verkündet und Tod und Zerstörung über die Insel ausbreitet. Kein Reisender, der Zante besucht, versäumt wohl einen Ritt nach der auf der Südküste beim Dorfe Chieri belegenen Ebene zu machen, wo sich die deutlichsten vulkanischen Spuren in den Erdpechquellen zeigen,

die dort vorhanden sind, und sich weit unter dem Boden hin zu verbreiten scheinen, der unter dem starken Fußtritte des Wanderers bebt und zittert. Es zeigen sich diese Quellen als Lachen, auf welchen ein bräunliches, wunderbar genug stets frisches Wasser, nicht viel über Hand hoch die Oberfläche bildet, unter welcher man deutlich das flüssige Erdharz emporsieden sieht. — Die Zantioten gebrauchen es bei ihren Bauten als Bindemittel statt des Mörtels, da es, an der Sonne verhärtet, beinahe nicht mehr zu zerbrechen ist. — Genauere Untersuchungen sollen ergeben haben, daß diese Quellen durch unterirdische Kanäle mit dem Meere in Verbindung stehen und in dieses ihren Ueberfluß entladen, wofür die ölichte Substanz spricht, die sich bisweilen in der Bucht von Chieri auf dem Meere zu zeigen pflegt. Ein Freund aus Zephalonia, Arzt, mit dem ich früher Zante und auch diese Quellen besuchte, theilte mir mit, daß die Bewohner der Insel das Pech als Arznei gegen das Fieber und auch gegen den Skorbut mit dem besten Erfolg benutzen. — Die Stadt Zante, die größte nach Corfu, umgiebt in einem Halbzirkel auf der Ostküste die Meeresbucht, und grüßt durch die Bauart ihrer Häuser den aus dem Orient rückkehrenden Abendländer schon recht bekannt und vertraulich. Die niederen Gebäude — die Erdbeben

verbieten die Höhe derselben — mit ihren Giebeldächern mahnen eher an eine deutsche, als an eine italienische Stadt, Gott Lob aber nicht mehr an eine griechische. Die grüne, blühende Umgebung zeigt uns aber, daß wir uns noch im Süden befinden. Die Citadelle, in trefflichen Zustand von den Engländern versetzt, erhebt sich auf steilem, nur von der Seite der Stadt zugänglichem Berge, dicht über diese, so daß sich die Häuser derselben vom Ufer bis zu der Festung emporziehen. Von allen diesen Herrlichkeiten Zante's sahen wir auf unserer diesmaligen Fahrt nichts als die kahle Westküste mit ihren durch Felsklippen unsicher gemachten Buchten, ein um so langweiligerer Anblick, da wir Windstille hatten und unser Nelson bei fürchterlicher Hitze wie angenagelt auf dem spiegelglatten Meere dalag. Es wurde über dem Verdeck durch das Ausspannen von Segeln ein großes Zelt gebildet, unter welchem Jeder nach Belieben seinen Zeitvertreib suchte. Der seekranke Geistliche und der dito Generaladjutant krochen auch von ihren Schmerzenslagern herauf und segneten den Stillstand, der ihrem Zustande Linderung brachte, wie wir Gesunden ihn verwünschten. — Unser Pomeranzenvorrath mußte jetzt herhalten und zwar zum großen Verdruß des Herrn Capitains. Obgleich ihm natürlich die Früchte nichts gekostet, verfolgte er jede

Pomeranze, die wir zu uns nahmen, dennoch mit neidischem Blicke, denn Mißgunst ist ebenfalls eine Untugend der Griechen. Daß übrigens ein Grieche irgend Etwas geschenkt hat, davon ist mir noch kein Beispiel vorgekommen. Man wende mir nicht ihre „patriotischen" Gaben ein, die sie während der Revolution auf den „Altar des Vaterlandes" opferten; das waren Speculationscapitale, von denen sie für spätere Zeit auf eine oder die andere Art reichliche Zinsen erwarteten. Hinsichtlich seiner Politik ist der Grieche der Affe des Engländers. — Auch bei ihm heißt der nervus rerum: „Geld", für das er Fürst und Vaterland, vornehmlich aber sich selbst zu verkaufen pflegt. „Wer am meisten bietet, hat mich!" ist sein Wahlspruch, und Belege dafür giebt es hunderte. — Verdrießliche und griesgramige Gesichter sind mir unausstehlich; um das unsers Herrn Schiffscapitains etwas leidlicher zu formiren, versuchte ich seine Mannschaft durch Verbesserung ihrer Uniformirung etwas zu reformiren. Die Leute trugen nämlich Strohhüte mit einem schwarzen breiten Bande. Auf dieses malte ich mit vieler Sorgfalt in gelber Farbe für sämmtliche 50 Mann den Namen des Schiffes *ΝΕΑΣΟΝ*, um sie in dieser Hinsicht wenigstens den Seeleuten anderer Marinen ähnlich zu machen. Außerdem, daß ich mir so mehrere Tage

lang die Langeweile vertrieb, machte mir die Freude der Leute vielen Spaß, die auf mein Malertalent complett Sturm liefen, da jeder der Erste sein wollte, der mit seinem „Nelson" am Hute paradirte. Natürlich, daß ich sie nach Rang und Würden, und darum zuerst unsern alten Steuermann befriedigte. Dafür zeigte sich dieser aber auch dankbar, indem er mir aus seinem Kasten ein deutsches Buch holte, und mir dasselbe zum Präsent machte. Woher er es habe, wisse er nicht. — „Er könne es nicht lesen, es wäre aber kalo, gut und schön, und würde mir viel Vergnügen machen!" Das war auch der Fall, denn einen größern Unsinn habe ich selten zu Gesicht bekommen; ich bewahre es deshalb und zum Andenken an den guten Willen des Seemannes noch auf, und glaube dem Leser einen Spaß zu machen, wenn ich ihm, während er wegen der Windstille, die uns nicht vom Fleck bringt, ungeduldig ist, Etwas aus diesem Werke mittheile. Es ist nämlich betitelt: „Lustig- und Nützlicher Zeit-Vertreiber. Zum Lust und Nutzen eines melancholischen und langweiligen Gemüths. Zusammb getragen von R. P. Odilo Schreger, Benediktiner in dem befreyten Kloster Ensdorff in der obern Pfalz. Regenspurg, 1753."

Da in neuester Zeit die Herschelschen Entdeckungen im Monde Aufsehen erregt haben, so hören wir,

was der Pater Schreger über diesen Himmelskörper sagt. Er fragt nämlich: „Was ist im Mond darin?" und antwortet: „Es giebt darin Berg, Thäler und Höhlen, Meer und Flüß. Die Erde darin ist Kreidenweiß und so hart als Erz. Die Wasser seynd subtil, zart und durchsichtig, und so einer davon trinkete, würde er am ganzen Leib aufschwellen." Die Frage: „Gibt es auch Leut im Mond?" beantwortet der Verfasser: „Dieses war eine plumpe Einbildung der Heyden, denn wo Leut seynd, da muß auch Speis und Trank seyn. In dem Mond aber ist kein Speys und das Wasser kann man nicht trinken." Die Ansichten des Benedictiners über Himmel und Hölle mögen hier noch Platz finden. „Was für eine Matery," meint er, „der Himmel sey, kann man nicht recht wissen. Aber sie ist von innen und außen so glänzend und hell, daß Sonne, Mond und Sterne dagegen nur eine Finsterniß ist. Daß wir aber den auswendigen Glanz des Himmels nicht sehen können, das geschieht wegen des großen Gewässers, so zwischen dem Himmel und den Sternen ist." Auch über die Himmelssprache läßt sich Herr Schreger vernehmen: „Einige sagen, man rede allda das Lateinische, andere aber, die hebräische Sprache. Ich meine aber, daß die Auserwählten die Vollkommenheit haben, alle Sprachen zu reden und zu verstehen." Wor-

auf er höchst naiv und bescheiden zusetzt: „Und diese Meinung gefällt mir am besten!" Wer noch nicht weiß, was die Hölle ist, höre und staune: „Die Hölle liegt 900 deutsche Meilen unter unsern Füßen und ist ein großes Loch oder Gruben, 3 Meilen rund und eine Meile hoch, ringsum mit Seitenwänden umgeben, mit Feuer, Schwefel und Pech ganz ausgefüllt. Es ist kein einziges Löchlein darin, wodurch der Rauch und Gestank könnte hinausgehen, oder die Sonne oder der Mond könnte hineinscheinen; denn das Gewölb der Höllen ist rundum mit so festen und dicken Felsen umgeben, daß kein Mensch durchgraben kann." —

Die Vorlesungen aus diesem geistreichen Werke ergötzten unsere Reisegesellschaft gebührendermaßen. Nur Einer machte ein sehr ernstes Gesicht und wollte unsern Unglauben gar nicht recht billigen. Auf wen das: „Windbeutel!" ging, das er zwischen den Zähnen murmelte, will ich nicht verrathen; vielleicht war es eine Beschwörung an den Gott Aeolus, denn von Südwest her zog ein frischer Luftzug über die gekräuselte Meeresfläche und fing sich in den Segeln. Vom Norden her — wie stets dem Winde entgegen — kamen Schaaren von Delphinen, die theils dunkel unter der grünen Oberfläche des Meeres hervorschimmerten, theils sich mit gewaltigen Bogensätzen über

die Wellen erhoben. Es war gegen Abend, und der Wind wurde stärker. Unseren beiden Patienten wurde es schon wieder gar jämmerlich zu Muthe. Der geistliche Herr rang mit der Krankheit in seinem Kämmerlein, indeß der Krieger — ein Jammerbild — am Fuße des großen Mittelmastes Platz genommen hatte, wo die Bewegung des Schiffes am geringsten ist. Wir Andern suchten den rebellirenden Magen durch ein gutes Diner zufrieden zu stellen, was auch gelang.

Ein Spaziergang auf dem schiefen Deck und der Hinblick über die schäumenden Wogen war so interessant, daß wir nicht daran dachten, krank zu werden. Uebrigens wurde dieser Tag noch mit einer Execution beschlossen. Als der Prinz Eduard vor einigen Monaten auf der englischen Fregatte Madagaskar, Capitain Lions, eine Fahrt nach Smyrna machte, hatte ein auf dem Schiffe befindlicher Affe den Geldbeutel eines englischen Lieutenants mit 20 Louisd'or gestohlen und in das Meer geworfen. Da dies nicht der erste Streich des Verbrechers war, so wurde er zum Tode, nach englischer Sitte durch den Strang, verurtheilt, auf Bitten des Prinzen aber pardonnirt und diesem zum Geschenk gemacht. In Nauplia hatte der Affe sein liederliches Leben fortgesetzt und zu vielen Klagen Anlaß gegeben. Jetzt

befand er sich auf unserm Nelson und während Niemand an jenem Abende auf ihn achtete, suchte er mit großer Schnelligkeit aus der Cajüte eines unserer Reisegefährten ein Prachtstück von rothem Fez hervor, mit der üppigsten blauen Troddel, die man sich nur denken kann, und warf ihn über Bord. An eine Rettung dieser herrlichen Kopfzierde war bei dem raschen Laufe des Schiffes nicht zu denken. — Joko wurde für seinen Frevel zu zehn Hieben mit dem Tauende verurtheilt, die er auch ohne Erbarmen erhielt. Da der Delinquent nichts destoweniger seine Streiche nicht ließ, so wurde er mittelst eines Stricks unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. —

5.

Eigenthümliche nautische Ansichten unsers Capitains. — Zephalonia. — Die Stadt Argostoli. — Großbritannischer Vandalismus. — Ithaka. — Englischer Kunstsinn. — Die Stadt Vathi. — Excursionen auf der Insel.

Auf meinen frühern Seefahrten, im Süden wie im Norden, wurde bei stark wehendem Winde oder Sturme stets versucht, die hohe See als sicheres Terrain zu gewinnen. Unser Capitain aber zeichnete sich, wie schon oben gesagt, auch in dieser Hinsicht wieder als Antipode alles Vernünftigen aus, indem er mit gewaltigem Geschrei befahl, östlich zwischen Zante und Zephalonia hinein zu steuern, so daß wir die Bucht von Argostoli, an der die gleichnamige Hauptstadt Zephalonias liegt, links ließen. Der erste

Lieutenant unsers Schiffs, ein trefflicher, gerader Mann und darum eine wahre griechische Ausnahme, versuchte diesem Unsinne, beim Sturm zwischen Inseln und Klippen herumzukrebsen, zu opponiren, aber ohne Erfolg, da der Dummkopf von Capitain drohte, ihn beim Seeminister als Rebellen u. s. w. zu verklagen. Da mußte sich denn der brave Lieutenant fügen, indem er uns erzählte, daß er schon einmal für ähnliche gute Absicht zwei Monate im Hafenkastelle Burdsia bei Nauplia eingekerkert gewesen sei und nicht Lust hätte, jenes Quartier noch einmal zu beziehen. Der Capitain, setzte er hinzu, wäre eine Creatur von Maurokordatos, der damals dem Seeministerium vorstand, und hätte seiner Kriecherei gegen diesen Fanarioten, nicht aber seinen Verdiensten und Kenntnissen, wovon wir uns zur Genüge überzeugten, seine Capitainscharge zu verdanken. —

Zephalonia habe ich selbst nie besucht, und das Wenige, was ich hier über die Insel sagen dürfte, habe ich von einem Reisegefährten, dem Baron von R., der Monate lang unter Beschwerden jeder Art Griechenland und die Inseln bereiste. — Es ist Schade, daß er sein Tagebuch nicht der Veröffentlichung bestimmt hat.

Beleuchtet vom letzten Tageslichte sahen wir noch in weiter Ferne Argostoli, die erste, bedeutendste Stadt,

sowie gegenüber auf der andern Seite der Bai die zweite, mit einem besseren, besonders gegen die Nordwinde geschützten Hafen versehene, Lixuri, in undeutlichen Umrissen herüberschimmern. Als Hauptstadt wird das weiter nach Norden an der Ostküste gelegene Asso betrachtet, in welchem neben den weltlichen Behörden auch der Erzbischof, als Oberhaupt der griechischen Kirche auf den ionischen Inseln, seinen Sitz hat. Die reichsten Kaufleute bewohnen Argostoli, den Haupthafen der zephalonischen Handelsflotte, und hierher hat sich auch der Adel gezogen, der bedeutendste und auch wohl gebildetste des ganzen Inselstaats. —

Ich spreche dieses Urtheil nicht nach Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aus, da ich Gelegenheit gehabt, viel mit Zephaloniern aus den höheren Ständen umzugehen und ihre geistigen Fähigkeiten kennen zu lernen. Auch der Vater des jetzigen preußischen Gesandten am griechischen Hofe, Graf Lusi, war ein geborner Zephalonier und trat durch eigene Fügungen unter Friedrich dem Großen in den preußischen Staatsdienst, in welchem er sich namentlich als nachmaliger Gesandter in Petersburg unter den schwierigsten Verhältnissen als einen Diplomaten von ausgezeichnetem Geiste bekundet hat. Argostoli liegt auf der Landseite von einem Hügelkranze umgeben,

auf denen ein kostbarer, weit berühmter Muskateller gebaut wird. Neben diesem Gewächse behauptet eine Art Melonen großes Renommé, und wenn auf der Speisekarte unseres französischen Restaurateurs in Nauplia „Bachieri" (diesen Namen führt jene Frucht) angekündigt waren, so herrschte großer Jubel bei unsern Gourmands. Argostoli treibt großen, ausgebreiteten Handel mit dem Westen Europas, woher es auch wohl kommen mag, daß keine der ionischen Inseln, selbst Corfu nicht ausgenommen, mehr die abendländischen Sitten angenommen, und dagegen die Gebräuche des Orients aufgegeben hat, als Zephalonia. —

Die Nacht war schon tief hinabgesunken, der Südwest wehte in gleicher Frische fort und unser Nelson segelte ganz lustig mit dem Winde, als wenn es unserm Capitain daran gelegen gewesen wäre, nicht nach Ancona, sondern nach Patras zu gelangen. Das war vielleicht die süße Heimatsehnsucht. Endlich waren wir zur südlichsten Spitze Zephalonias, dem Cap Skala gekommen, wo wieder die Richtung nach Nordwest gehalten wurde, so daß wir in paralleler Richtung mit der Ostküste der Insel blieben, die mit ihren vielen Buchten und Einschnitten beim anbrechenden Morgen unfern von uns lag. Hinter den von grünem Schmucke fast ganz

entblößten Küsten steigt das mächtigste Inselgebirge des ionischen Meeres, der Monte-nero, hoch und stolz empor. Die kostbare Perle aber, die der Gipfel dieses Gebirges einst trug, der hochberühmte Tempel des Zeus Eneios, ist spurlos verschwunden, wie der alte Donnergott selbst. Gelangt man weiter nördlich in den Kanal von Viskardo, der von Zephalonia und dem östlich gegenüberliegenden Thiaki-Ithaka zusammengedrängt, fast nur einem mächtigen Strome gleicht, so steigt das hehre Alterthum mit allen seinen Herrlichkeiten und Wundern aus dem tiefen Grabe der Zeit wieder empor; da tönen Namen herauf mit mächtigem, vielbedeutendem Klange. Dort — der Alterthumskundige deutet auf Zephalonias Küste — lagen Pronos und Nesos, dort weiter nördlich, unfern dem Cap Viskardo, die Römercolonie Petulia. Dort aber, an der äußersten Spitze der Bucht, wo jetzt niedere Hütten ein kleines Dorf bilden,

stand er auf seines Hauses Zinnen
und schaute mit entzückten Sinnen
auf das beherrschte Samos hin."

Jetzt deutet nichts mehr auf das Dasein dieser Prunk- und Prachtstadt hin, als einige Ueberbleibsel cyklopischer Mauern und beraubte Grabhöhlen. Denn hier hat sich der großbritannische Vandalismus wieder im glänzendsten Lichte gezeigt. Eins der ersten Ge-

schäfte der hochherzigen Schutzherren der ionischen Republik bei ihrer Ankunft auf dieser Insel war, daß sie die Ruinen und Gräber von Samos (so hieß eine alte Stadt auf der Insel und bekanntlich auch die Insel selbst) aufwühlten und eine Menge dort vorgefundener antiker Vasen, Schalen, Spangen, Ringe von Gold, Silber und Bronze für gute Beute erklärten. Wären diese Gegenstände, wie ähnlicher Raub des Räuberhauptmanns Lord Elgin in Griechenland, vielleicht in das Museum nach London gekommen, so hätte man den Diebstahl durch Vorschiebung begeisterter Kunstliebe allenfalls entschuldigen können. Allein jene kostbaren Antiken wurden von den britischen, dabei beschäftigten Beamten brüderlich unter sich vertheilt, und — horribile dictu! — eingeschmolzen, und dann zu Messerbestecken, Löffeln, Theekannen u. dgl. m. verarbeitet. Ja der großbritannische Kunstsinn geht so weit, daß ein auf einer der ionischen Inseln als Polizeichef lebender Brite, der damals mit Diebstähle dieser Art verüben half, noch jetzt ein kleines, bronzenes antikes Gefäß — salva venia! — als Nachtgeschirr benutzt. Es sind doch scharmante Leute, die lieben Engländer! —

Der Wind hatte bedeutend nachgelassen, so daß wir nur sehr langsam durch den Kanal Viskardo hin-

segelten. Das kleine Ithaka mit unwirthlichen Felsenküsten hielt uns den ganzen Tag auf dem Deck und wechselsweise an dem einzigen Fernrohre, das unser Schiff besaß. Da stieg das Leben des göttergleichen Helden Odysseus, seine Kämpfe und Irrfahrten, seine Rückkehr zu der kleinen, und doch über Alles geliebten Heimat, die treue Liebe Penelopes, die List und Beharrlichkeit wieder vor uns empor, wie alles Dies schon den Knaben und Jüngling entzückt hatte, wenn sich ihm in den Gesängen des blinden Barden eine neue Welt erschloß. Aber es sind auch nur jene geistigen Erinnerungen, die das einst so hochberühmte Eiland jetzt noch interessant machen können, denn sichtbare Ueberbleibsel jener Heroenzeit giebt es nur noch wenige und unbedeutende, und um die alte Wichtigkeit derselben wieder zu ergänzen, muß man die rege Phantasie eine Hauptrolle spielen lassen. Da, wo im Nordwesten der Insel der Busen von Aitos in die Küste schneidet, liegen am Westende desselben auf einer Anhöhe, die sich allmälig bis zum kühnen Gipfel eines Felsenrückens erhebt, die Ueberbleibsel der Residenz des Königsgeschlechts der Laertiaden, die von den so gern heiligsprechenden Griechen jetzt als das „Schloß der heiligen Penelope“ bezeichnet werden. Und wahrlich, die Heiligsprechung jenes hochherrlichen Weibes ist eine wah-

rere und verdientere, als so manche andere. Das war die Stadt des Odysseus! Höher nach dem Gipfel mehren sich die Trümmer und künstlich behauene cyklopische Steine bilden noch Rudera von Mauern oder liegen in wilder Unordnung durcheinandergeworfen. Uebrigens ist hier auch noch die Grundlage sichtbar und zeigt in ihrer dreieckigen Gestalt, daß jene Veste zu den ältesten Griechenlands gehört, bei denen man stets diese Form des Dreiecks wahrnimmt. Aeltere Schriftsteller, die nach eigner Anschauung über diese Trümmer berichten, erzählen von einem wohlerhaltenen, die ganze Stätte beherrschenden Thurm auf der Spitze des Felsens, der die Stelle bezeichnet haben soll, wo der Palast des Odysseus stand. Von diesem Thurme ist jetzt aber nichts mehr vorhanden. Es mögen ungefähr dreißig Jahre her sein, daß man unfern dieser Ruinen in dort vorhandenen griechischen Gräbern Nachforschungen anstellte und eine befriedigende Ausbeute an goldenen, silbernen und bronzenen Sachen erhielt, die in ihrer schönen Arbeit zeigten, daß sie in der blühendsten Zeit der griechischen Kunst entstanden sein müssen. Größtentheils sind diese Gegenstände, die eine merkwürdige Zierde jedes Museums gewesen wären, in die Hände von Privatpersonen übergegangen, so daß ihre Spur jetzt ganz verschwunden ist. Ein älterer

englischer Reisender will einige kleine Schalen dieser Art in Rom in der Sammlung eines dort angesessenen deutschen Kunstliebhabers gesehen haben. Man macht mir den Vorwurf, daß ich in meinen Reisedarstellungen einen zu auffallenden Haß gegen die Engländer und ihr Treiben ausgesprochen habe. So gern ich diesem Vorwurfe nicht neue Nahrung geben möchte, so bin ich doch gezwungen, noch einmal etwas hierauf Bezug Habendes und Aehnliches wie oben bei Zephalonia zu berühren. Obgleich schon früher von Antiken auf Ithaka Vieles ausgegraben war, so hielten die Briten, als sie hierher kamen, doch noch eine ziemlich reiche Nachlese. So fanden sie auch die vielbesprochene goldene, sogenannte Krone des Odysseus, die von den englischen Beamten „zerbrochen und stückweise unter sich vertheilt wurde". Wenn ich nicht irre, hat Müller in seinem interessanten Werke über die ionischen Inseln diese Thatsache mit gebührender Indignation erwähnt. Mir wurde sie von einem Edelmanne aus Zephalonia, Herrn Tipaldi, dem Müllers Werk ganz unbekannt war, bekräftigt und die Wahrheit, unter Benennung mehrerer glaubhaften Zeugen, auf's Entschiedenste verbürgt.

Die ganze Westseite der Insel, die wir vor Augen hatten, ist kahl und zeigt weder menschliche Woh-

nungen noch Bäume, so daß man in diesem unfruchtbaren Eilande schwerlich das waldreiche Ithaka Homers wieder erkennen möchte, der seine Haine besonders auf den von Nord nach Süd laufenden Gebirgskamm des Neritos gepflanzt hat, wo jetzt aber ebenfalls ein kahler, nur hin und wieder mit niederem Gestrüpp bedeckter Felsrücken sich zeigt. Die Ostküste, ebenso reichlich versehen mit Buchten wie die westliche, ist der Sammelplatz der Bevölkerung der Insel. Von Osten nach Westen beinahe die ganze Insel durchschneidend, tritt die Bucht von Vathi tief in's Land, einen der geräumigsten Häfen bildend, so daß man von ihrer äußersten Spitze, wo die Hauptstadt Vathi liegt, kaum die Ausmündung in's Meer erschauen und die Bucht von dort aus für einen großen Landsee halten kann. Die Stadt ist freilich nicht groß, da sie von den 9 bis 10,000 Einwohnern der Insel nur 2000 in sich faßt; aber schon in ihrer Bauart — keine englische Zwingburg schaut drohend auf sie hinab — freundlich und nicht minder in ihrer Umgebung. Zwischen der Stadt und den weiter landeinwärts entfernten Felsenbergen breitet sich eine fruchtbare, mit Weinreben, Oel- und Pomeranzenbäumen bepflanzte Ebene aus, und umgiebt so mit einem grünen Kranze das Städtchen, das auf der andern Seite sich wie eine nied-

liche Kokette in dem blauen Spiegel des Meeres beschaut. Da die Stadt beträchtlichen Handel nicht nur mit den Schwesterinseln, sondern auch nach dem griechischen Festlande und bis nach Italien treibt, wohin besonders eine Menge der auf der Insel wachsenden trefflichen Korinthen ausgeführt wird, so ist der Hafen stets belebt und macht Stadt und Insel sehr besucht. Der bereits oben erwähnte Reisegefährte hatte auch Ithaka besucht, und von ihm sind die folgenden Notizen, die ich hier soviel als möglich benutze.

Zufällig traf ich in Vathi, wohin ich von Patras in einem Trabacolo hinübergeschifft, den Baron R. aus Berlin, der auf dem Wege von Nauplia nach Neapel mit spree-athenienſischer Kunstbegierde Jagd machte nach alten, auf den ionischen Inseln vorhandenen Merkwürdigkeiten. R. ist ein guter Gesellschafter und daher war sein Vorschlag zu gemeinsamen Excursionen in das Innere der Insel ein annehmbarer. Pferde befinden sich hier nur ungefähr drei bis vier im Besitze von Engländern; wir griffen daher zu den Maulthieren, die geeigneter zu Reisen auf dem steinigten Boden sind, und so trabten wir zur Stadt hinaus in Begleitung eines alten zerlumpten Cicerone, der uns in seinem Aeußern unwillkürlich an den göttlichen Sauhirten erinnerte, denn

vor unserer Phantasie schwebten nichts als Homerische Helden. — Da wir bald für immer dem schönen Oriente den Rücken kehren sollten, so suchten wir ihm noch so lange wie möglich in's Gesicht zu schauen, und lenkten daher unsere Thiere nach Osten, dem Ufer des Hafens entlang. Bald hielten wir vor einem Haufen durcheinandergeworfener Steine, die unser Cicerone als Trümmer eines Dianentempels bezeichnete, was schwer zu glauben, da Ithaka von jeher nicht mit Wild gesegnet war. Unser Berliner deutete, den Dianentempel gar nicht bezweifelnd, so, als hätten die ithaciensischen Bauern der Göttin den Tempel aus Dankbarkeit dafür errichtet, daß sie auf ihrer Insel ihre Herrschaft nicht aufgeschlagen und die armen Bauern dadurch vor Wildschaden bewahrt habe. Die Erklärung läßt sich hören. Von dem Tempel ungefähr eine Stunde entfernt, kamen wir an die Schule, und zwar an die Homerische, wie ein Felsen benannt wird, von dem die Ithacienser steif und fest behaupten, daß der Sänger darauf gesessen, als er von Smyrna (einer seiner vielen Vaterstädte) hierher kam, um an Ort und Stelle den Stoff zu seinen unsterblichen Gesängen zu sammeln. Der Cicerone war unerschöpflich, uns aller zehn Schritte lang Stellen zu bezeichnen, die durch Odysseus und die Seinen berühmt sein sollten, und wenn

seine Notizen auch sehr fabelhaft klangen, so waren sie doch manchmal recht amüsant. Christen- und Heidenthum warf er durcheinander, und keiner der griechischen Gottheiten, die dutzendweise seinen Lippen entquollen, vergaß er ein „heilig" beizufügen und dazu dann allenfalls auch noch ein frommes, neugriechisches Kreuz von der Rechten zur Linken, über Kopf, Brust und Magen zu schlagen. So gelangten wir zwischen und über Felsen, die das Ufer des Meeres umsäumen und ihre graue Oberfläche durch frisch-grünes Gesträuch verstecken, dann, wo etwas mehr fruchtbares Erdreich sich festgesetzt, über duftende Grasteppiche zu der am südlichen Inselufer gelegenen heiligen Quelle der Arethusa, die Drillingsschwester der in Bäotien und Sicilien existirenden. In nicht bedeutenden, aber vielfältigen Strahlen sprudelt das klare, helle Wasser aus einem moosigen Felsen und bildet ein mit einer Mauer umgebenes Becken, das aber seinen Ueberfluß wieder in einen daneben stehenden Viehtrog spendet und so Poetisches und sehr Prosaisches vereinigt. Der Felsen, der die Quelle steil überragt, führt noch jetzt den Namen Koraka, sagt also deutlich, daß er der alte Homerische Korax ist. Während wir an dieser classischen Stelle ein frugales Mahl zu uns nahmen und dazu eine Flasche des hochgeschätzten, herrlichen Weins von Ithaka

auf die jenseitige paradiesische Gesundheit Homers, des Odysseus und seiner braven treuen Penelope leerten, hob unser ithaciensischer Begleiter mit großem Redeaufwand die Berühmtheit der Quelle hervor, indem er uns mit vielen griechischen Schwüren versicherte, daß Penelope durch das tägliche Waschen mit dem Wasser ihre Schönheit wunderbar bis in's späteste Alter erhalten habe; als Beweis fügte er hinzu, daß bekanntlich Penelope nicht mehr ganz jung gewesen, als hundert Freier, von ihrer Schönheit noch herbeigezogen, ihr sehr dringend den Hof machten. Eine große Masse dieses Wassers, betheuerte er, werde alljährlich nach London und Paris verführt und dort an die Damen stark abgesetzt, wie er selbst in einer englischen Zeitung gelesen habe. Wir glaubten ihm auf's Wort, riethen ihm aber, da er es so bequem habe, selbst von diesem Mittel Gebrauch zu machen, da er Häßlichkeit und griechischen Schmuz genug besäße, und ein Deficit an beiden ihm nur Vortheil bringen könne. —

6.

Santa Maura. — Cap Dukato, der leukadische Fels. — Letzter Blick auf die griechische Küste. — Die türkische Küste. — Parga. — Insel Paxo. — Ankunft im Hafen von Corfu. — Anblick der Insel.

Ein neuer Anblick, der sich uns beim Scheiden des Tages darbot, machte den weitern Mittheilungen des Erzählers ein Ende. Wir verließen mit kaum fühlbarem Winde den nördlichen Ausgang des Kanals von Viskardo und vor uns lag, von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtet, die südlichste Spitze der Insel Santa Maura, das alte Leukadia, in der Entfernung von ungefähr vier Miglien vor uns. So deutlich zeigte uns das Fernrohr den hochberühmten leukadischen Felsen, Sapphos poetische Todesstätte, daß wir das aus den Spalten des hellen Marmor-

felsen hervorwuchernde sparsame Grün wahrnehmen konnten. Schroff und steil fällt das Cap Dukato — so heißt jetzt der classische Felsen — 250 Fuß hoch in die Wellen ab, und es gehört der Muth des Schiller'schen Tauchers dazu, um einen solchen Sprung zu wagen und dann noch auf eine Wiederkehr in's Leben zu hoffen, oder die hoffnungslose Verzweiflung sapphischer Liebe, um sich von da herab in die mitleidigen, allen Schmerz auslöschenden Wellen zu stürzen. Und doch erzählt uns die Sage, daß Männer, von gleichem Herzensschmerz getrieben, Heilung ihres Wehs durch sothanen Sprung versuchten, fanden und lebten. Makes von Buthrotum liefert unter Andern davon ein Beispiel, der, in ungebändigter Liebe entbrannt, viermal dieses Mittel, ohne den Tod zu finden, unternahm, dagegen aber dann auch radical durch die mitleidigen Wogen abgekühlt und geheilt war. Obgleich allerlei frivole Gedanken mir durch den Kopf fuhren, begeisterte mich doch zu poetischer Stimmung der himmlische Abend, der seinen süßen violetten Duft auf Himmel, Meer und Felsen ausstreute und den glänzenden Fels überglühte, und die classische Erinnerung, die jene Stelle heiligt. Und wie nun Auge und Seele sich losriß von allen flachen Nebendingen und fest hing an Meer und Fels, wie ich mir Flügel wünschte, die mich hinüber-

tragen sollten zu dem schimmernden Todesgipfel, und ich die Wogen lockend heraufrauschen zu hören wähnte, da mußte ein schadenfroher Dämon mich hinziehen zu dem Fernglase, das mich, wenn auch nur durch Täuschung, näher bringen sollte der geweihten Stelle, und auf des Felsens höchster Spitze erblickte das wonnetrunkene Auge nicht die hohe Dichterin, sondern einen rothen englischen Lieutenant, wenn ich nicht irrte, mit langer türkischer Tabakspfeife im Munde, und meine poetische Begeisterung ging unter in unwillkürlichem Gelächter. Immer tiefer sank die Sonne am Horizont hinab und verschwand endlich ganz; immer dunkler färbte sich die Klippe und immer undeutlicher schimmerte der Engländer in seiner Uniform, wie ein riesiger Glühwurm, herüber. Endlich verschwand Alles in Nacht und Dunkel. Der Wind rumorte in dem Takelwerke, die Mannschaft setzte unter herkömmlichem wirrem Geschrei noch mehr Segel bei und unser Nelson galoppirte nordwärts die Insel entlang auf den unruhiger werdenden Wogen dahin. Diesmal mußte unser Capitain schon auf offenem Meere halten, da an eine Fahrt zwischen Santa Maura und dem festen Lande von Akarnanien mit größern Schiffen bekanntlich nicht zu denken ist, wo eine Menge Klippen dort schon kleinen Fahrzeugen gefahrbringend droht und an der Nord-

spitze der Insel eine nur wenige Fuß unter dem Wasser liegende Sandbank andeutet, wie Santa Maura früher mit dem gegenüberliegenden griechischen Ufer zusammenhing. — Zudem existirt noch zwischen Insel und Festland der von Bajazeth angelegte, jetzt seinen Zweck nicht mehr erfüllende und unbrauchbare Aquäduct, der mit seinen 370 über dem Meeresspiegel hervorragenden Bogen eine Brücke bildet, auf welcher man von Amakuki, der Hauptstadt Santa Maura's, zu der Festung, die ebenfalls den Inselnamen führt und auf der akarnanischen Landspitze liegt, trocknen Fußes gelangen kann. — Außerdem haben die Engländer noch eine gleiche Verbindung durch den Bau eines Hafendammes hergestellt, der aber noch nicht ganz vollendet ist. Von der Hauptstadt der Insel läßt sich nicht viel Rühmliches sagen; sie ist unansehnlich und zudem noch in der warmen Jahreszeit von der aëra cattiva heimgesucht, die ihr der stagnirende, seichte Kanal und der nahe sumpfige Busen von Arta zusendet. — Der allmälig nach Norden herumgegangene Wind, der uns zu laviren zwang, machte die Nacht zu einer unruhigen. Die Schiffsmannschaft schrie bis sie heiser war, Alles commandirte durcheinander, unser alter Steuermann war der Einzige, der zum Glück ruhig und vernünftig blieb. Dazu brauste der Wind höchst unfreundlich,

und schleuderte von Zeit zu Zeit eine Welle über das schief auf dem Wasser liegende Schiff. Unsere stereotypen Seekranken, die unten in der Cajüte durch den herrschenden Spektakel auf den Gedanken gebracht waren, als ginge jetzt der Schiffbruch und das Sterben los, waren auf das Verdeck gekrochen und kauerten und lagen hier überall im Wege. Am Himmel, den wir Monate lang in gleicher Bläue schimmern gesehen hatten, jagten einzelne dunkle Wolken über den Mond, der mit geisterhaftem Lichte auf den tobenden Wellen glänzte und uns den letzten Blick auf die allmälig immer mehr verschwindende griechische Küste erlaubte, die an dem Kanal von Prevesa endet. Der Spektakel dauerte die ganze Nacht hindurch, und ließ mich, da ich meine Lagerstätte noch immer auf dem Hinterdeck hatte, wenig ruhen. — Die aufgehende Sonne beleuchtete die türkische Küste von Epirus, und wir befanden uns ungefähr auf dem halben Wege zwischen der Festung Prevesa und Parga, jenem in neuerer Zeit durch sein Unglück zu einer poetischen Berühmtheit gelangten Parga. Aus dem Hintergrunde des Festlandes, dem wir uns bei Laviren bald nahten, bald mehr uns davon entfernten, winkten die Gebirge von Suli, jene Schlupfwinkel der mit Recht besungenen, tapfern Sulioten. Die fortwehende Tramontana brachte uns

nur langsam vorwärts und schien uns an der mir wenigstens nicht unlieben, türkischen Küste festhalten zu wollen. Das Ufer derselben ist hier nicht baumleer und allmälig ansteigend, so daß die kleinen Ortschaften, die auf ihr zwischen den beiden genannten Städten liegen, manches recht hübsche Landschaftsbild liefern. Obgleich ein guter Christ, freute ich mich doch recht herzlich, aus dunkelm Grün die schlanken Minarets mit ihren glänzenden Mohammedszeichen, den halben Monden, wieder begrüßen zu können; meine Vorliebe für die Türkei war mir noch gewachsen, seit ich Griechenland gesehen.

Nachmittags befanden wir uns zwischen Parga, dessen hellschimmernde Häuser hoch oben auf dem hier steilen Felsenufer in deutlichen Umrissen zu sehen waren, und zwischen der kleinsten der ionischen Inseln, Paxo, die aber zu den fettesten gehört, da auf diesem felsigen Eilande, das nicht viel mehr als zwei deutsche Meilen im Umfange hat, jährlich gegen 11,000 (?) Centner Oel gewonnen werden soll. — Dafür haben aber die Einwohner mit einem andern Mangel, nämlich mit dem an frischem Trinkwasser, zu kämpfen, das von dem türkischen Festlande und von Corfu eingeführt werden muß, da sich auf Paxo nur eine Quelle vorfindet, deren Wasser salzig ist und dem Meerwasser ähnelt. Der Kanal zwischen

Paxo und Corfu ist nicht breit und die Vermuthung eine wahrscheinliche, daß auch diese beiden Fleckchen Erde früher zusammengehängt haben mögen. —

Das nördlichste der ionischen Eilande, Corfu, schimmerte mit untergehender Sonne uns nicht mehr entfernt entgegen. Der Himmel hatte gegen Abend immer mehr von seiner poetischen „ewigen Heiterkeit“ verloren; der Wind wehte jetzt aus Westen, und mit Freuden sah ich dicke Regenwolken aufziehen, die mich wieder an den lieben Norden erinnerten. Man lächle nicht mitleidig ob solcher prosaischen Freude; wer aber Monate lang von der griechischen Sonnenhitze ausgedörrt wurde, wird mein lechzendes Verlangen nach himmlischen Tropfen nicht mißverstehen. Die Gesellschaft, müde von der vergangenen unruhigen Nacht, hatte sich heute früher in ihre Schlafstellen zurückgezogen, um dafür am folgenden Morgen um so zeitiger zum Betreten des festen Landes bereit zu sein; denn obgleich das ersehnte Corfu nur eine Insel ist, so ist der Boden doch eben so fest, wie in Deutschland und Italien. Es konnte ungefähr um Mitternacht sein, als ich aus sanftem Schlafe durch eine ungewohnte Kühle aufgeweckt wurde. Ein Platzregen ergoß sich mit der kräftigsten Opulenz aus den dunkeln Wolken und

hatte unser Verdeck in wenigen Minuten in eine See en miniature verwandelt. Meine erste Sorge war, meine Strohmatratze in Sicherheit zu bringen, dann in den Mantel gehüllt, eilte ich wieder hinauf, um das lang entbehrte köstliche Naß — war's auch nur Wasser — mit meiner körperlichen Außenseite zu genießen. Es war, wenn einzelne Mondlichter hervorblickten, nicht so finster, daß ich nicht in unsichern Umrissen das Cap Bianko erblickt hätte, die südlichste Spitze der sichelförmig gebogenen Insel, die — so erzählt die Mythe — weiter nichts ist, als die versteinerte Sichel, mit welcher Kronos seinen Vater Uranus etwas unsanft zugerichtet und verstümmelt hat. — Unter Donner und Blitz segelten wir in die Wasserstraße hinein, die Corfu von dem albanischen Festlande trennt. Wie eine Zaubererscheinung zeigte sich, nur von den secundenlangen Blitzen beleuchtet, die herrliche Insel mit ihren grünen Bergen, den freundlichen Dörfern und den im dunkeln Laube halb versteckten Villen; dann war Alles wieder verschwunden, und nur der weißliche Schaum der das Schiff umbrausenden Wellen blieb dem Auge sichtbar. Beim ungewissen Dämmerschein des Morgens starrten die hohen Zwillingsfelsen der Citadelle von Corfu in die Wolken empor, indeß sich zu ihren Füßen die Stadt weithin ausbreitete. Wir lenkten

eben in den mit Fahrzeugen bedeckten Hafen ein, als ein gelbblauer Blitz, von einem fürchterlichen Donnerschlage begleitet, auf ein dort vor Anker liegendes Schiff niederfuhr, doch ohne zu zünden. Seine Wirkung sahen wir am zerrissenen Tauwerke und dem zersplitterten Maste. Für einen Matrosen war jener Blitz der Todespfeil gewesen, der ihn fern von der Heimath ereilte.

Der Anker klirrte nieder und bis der königlich griechisch-bairische Generalconsul, Herr v. Faber, uns durch seine Bemühungen der Quarantaine überhoben und freie Betretung des Bodens von Corfu ausgewirkt haben würde, hatten wir Zeit, uns an dem schönen Rundgemälde zu erfreuen, das uns rings umgab und gar freundlich gegen das von uns verlassene Griechenland abstach. — Vor uns die neuen Gebäude der Sanität und des Zolls, dann die Frucht- und Fleischhalle. Hinter ihnen die von den Vorstädten Castradis im Süden, Manduchio im Norden umgebene Stadt, aus deren Häuserhaufen der neue, kolossale Gouvernementspalast hervorragt. — Links die beiden alten Felsen, auf denen der Leuchtthurm und das alte Fort thronen, indeß die neueren Festungswerke sich hinunter bis zum Strande ziehen. Rechts schweift der Blick über den nördlichen Theil der Insel und verliert sich in herrliche fruchtbare

Thäler und begrünte Berge, bis zum beherrschenden Gipfel des 3000 Fuß hohen Pantokrator, jetzt St. Salvador, von dessen Spitze das Auge bei hellem Wetter die gesegneten Küsten Italiens erblicken soll. Hinter uns in der geräumigen Bucht, zwischen Corfu und dem ungefähr eine halbe Stunde entfernten albanesischen Ufer die kleine Insel Vido, die, baum- und strauchlos, wie ein Igel, mit Festungswerken und Vertheidigungsanstalten über und unter der Erde bedeckt ist. —

7.

Von Bord an Land. — Aufnahme bei Herrn v. Faber, bairisch-griechischem Generalconsul. — Excursionen in das Innere der Insel. — Die Kirche der Vorstadt Manduchio mit Kapodistrias Grab. — Die komödienspielende giovine Italia. — Kaffeehäuser.

Schon nach einer Stunde erschien Herr v. Faber mit einem Arzte, der uns oberflächlich untersuchte, worauf wir als ganz unverdächtige Leute ans Land gelassen wurden. An den Zollgebäuden stiegen wir aus dem Boote und drängten uns durch die Menge, die sich bei den nahen Verkaufhallen umhertrieb, eine im Quadrat gebaute, offene, auf zierlichen Säulen ruhende Arkade, in deren Mitte ein plumper, überwölbter Brunnen unvortheilhaft gegen seine eleganten Umgebungen absticht und in seinen Formen we-

der orientalisch noch occidentalisch genannt werden dürfte. In dieser architektonischen Unbestimmtheit scheint er die der ganzen Insel zu repräsentiren, da sich hier überall auch orientalische und italienische Sitten und Formen — die orientalischen mehr auf dem Lande, die letztern in der Hauptstadt — mischen und so dem Ganzen den Charakter der Charakterlosigkeit verliehen haben. — Durch enge Gassen, die aber dennoch so breit, wie etwa die breiteste griechische Königsstraße, gelangten wir auf den Corso (wenn ich nicht irre auch strada reale genannt), dessen Name nun schon an das nahe Italien erinnert. Das dort gelegene Haus des Herrn Generalconsuls v. Faber giebt sich schon von fern durch die beiden ausgestreckten Flaggen Baierns und Griechenlands zu erkennen, wozu jetzt auch wohl schon die preußische gekommen sein mag. Es war uns (um einen classischen Ausdruck zu gebrauchen) „ganz kannibalisch wohl", als wir wieder nach langer Entbehrung ein elegantes Haus betraten; Herr v. Faber ist nämlich sehr comfortable eingerichtet. Obgleich noch früh am Tage, nahmen wir ein treffliches déjeuner à la fourchette ein, und während der Prinz Eduard mit mehreren unserer Reisegefährten einen Besuch bei dem Lord Obercommissair Nugent abstattete, setzte ich mich mit unserem Wirthe in ei-

nen Wagen, um seine Villa zu sehen und einen Ausflug in die Umgegend zu machen. Wie ist es doch so angenehm, wenn man lange Zeit nur auf unwegsamen Felsenpfaden seinen Hals dem sichern Tritte eines Maulesels anvertrauen mußte, in bequemer Kalesche auf trefflich gebahnten Chausseen dahinzurollen, die von den Engländern mit ionischem Gelde erbaut, jetzt Corfu nach allen Richtungen durchschneiden. Hierzu kommt, daß, sowie man die Thore der Stadt verläßt, eine wahre paradiesische Gegend uns umgiebt.

Aus grünem Rasen sproßt der Oelbaum, nicht in einzelnen Gruppen, sondern in ganzen kleinen Waldungen empor; die Zweige der nachbarlichen Bäume verschlingen sich so dicht, daß es einzelne Stellen giebt, wo das in einander verwirrte Laub ein gegen Regen und Sonne undurchdringliches Dach bildet. Der die Nacht vorher gefallene Regen hatte die Natur ringsum wieder erfrischt und neu gestärkt, zudem hatte der Mai noch nicht mit brennender Sonne der reichen Vegetation geschadet; das längst entwöhnte üppige Grün that dem Auge überaus wohl. Die Erinnerung an den Helden von Ithaka erneute sich, als wir an den Potamo gelangten, an dessen Schilfufer sich der Schiffbrüchige verbarg und dort von der Königstochter Nausikaa, die mit ihren Mäg-

den zum Flusse kam, um die fürstlichen Gewänder zu waschen, gefunden wurde. Wenn auch keine der kurzgeschürzten Corfiotinnen, mit den nackten üppigen Waden, die wir hier bei ähnlicher Beschäftigung am Wasser vorfanden, ein treffendes Bild der lieblichen, zarten Königstochter darbot und der jetzt so trägschleichende, seichte Fluß auch nicht dem „reichwogenden“ Homerischen Potamo ähnelt, so war unser genügsames Gemüth auch schon mit den Naturschönheiten zufrieden, die sich hier in reicher Fülle dem Auge zeigten. Unfern dieser classischen Stelle besitzt Herr v. Faber ein sehr niedliches Landhaus, das mitten in einem von Reben, Orangen- und andern südlichen Fruchtbäumen gebildeten Garten, auf einem Hügel gelegen, nach allen Seiten die überraschendsten Aussichten auf die Insel, die Stadt mit ihrer erhabenen Burg, auf die Berge, das Meer und die gegenüberliegende albanesische Küste darbietet. Alle Forscher sind bis jetzt noch nicht darüber einig, wo sie die hochberühmten Gärten des Alkinous auf Corfu suchen sollen; mögen sie sich zu dieser reizenden Stätte begeben, auf der diese Villa liegt, und sie müßten blind sein, wenn sie an dieser wunderlieblichen Stelle nicht gefunden zu haben glauben, was sie suchen. Der schmale, sich südlich unterhalb der Stadt Corfu hinabziehende Theil der Insel soll sandig und

unfruchtbar sein; die nördliche Umgebung der Stadt, die wir auf einige Meilen weit nach mehrern Richtungen durchfuhren, ist ein wahres Paradies. Die grünen Berge senken sich in üppige Thäler hinab, größtentheils mit Olivenbäumen, die das Hauptproduct der Insel liefern, bepflanzt. Das bleiche Grün dieses Baumes giebt aber der Landschaft keineswegs den Charakter der Einförmigkeit, da in den mannichfaltigsten Schattirungen Orangen-, Citronen-, Mandel- und Feigenbäume in üppiger Fruchtbarkeit jene Einförmigkeit unterbrechen. Rebenguirlanden mit der schwellenden, dunkeln Traube schwingen sich von Baum zu Baum; Myrthe, Lorbeer und Aloe sprossen aus dem von Kräutern durchdufteten Boden. — Und dies Alles in dem herrlichen, von der frischen Seeluft durchwehten Klima. Man möchte dort auf immer Hütten bauen, wenn inmitten dieser Naturschönheiten nicht auch viel moralisches Unkraut wucherte.

Es giebt auf der Insel so viele Stellen, die durch Homer berühmt geworden, daß man mehrere Tage, die uns zuweilen nicht verstattet waren, braucht, um alle diese Plätze mit gläubigem Gemüth und reger Phantasie zu besuchen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hielten wir bei einer kleinen, zwischen jener und dem Vorstadtsflecken Manduchio, dessen Bewoh-

ner nicht im besten Rufe der Redlichkeit stehen, gelegenen Kirche. Dort liest man auf einem weißen Marmor die Worte: „J. A. Kapodistrias, Gouverneur von Griechenland.“ Die Platte deckt den Leib des Märtyrers seines Volkes, an dessen Ruf wie an seinem Gebein manch ekles Gewürm nagte und jetzt noch nagt. Kapodistrias war ein Grieche, der es mit seinem Volke gut meinte, der für Griechenland mit den beschränktesten Mitteln sehr viel that. Der Lohn für all' sein Ringen und Streben war der, von der Hand eines mainotischen Räubers zu fallen, dessen Familienglieder für diese Banditenthat später zu hohen Ehren befördert worden sind. — Kein Makel ruht auf Kapodistrias, der frei von jeder Nebenabsicht nach Hellas kam, um zu helfen, Rettung zu bringen dem durch Zwietracht mehr als durch das Schwert des Feindes verwüsteten Vaterlande. Sein Tod, sowie die Art desselben, wirft um so mehr einen düstern Schatten auf Griechenland, als der wahrhaft Edle von eines Griechen Hand an der Pforte derselben Kirche fiel, in der bei seinem Empfange das Volk ein feierliches Te deum gesungen und den Ersehnten mit Lorbeer- und Oelzweigen bekränzt hatte. Es ist zu verwundern, daß die Briten, deren Ränke jenen Mann dem Tode weihten, soviel Groß-

muth bewiesen und dem Entseelten ein Ruheplätzchen an seiner Geburtsstätte Corfu vergönnen. —

Nach einem um 4 Uhr sehr heiter eingenommenen Diner durchstrich unsere Reisegesellschaft bei sich neigendem Tage die Stadt. An den Ecken klebten Theaterzettel. Es spielte eine italienische Truppe, die, merkwürdig genug, aus lauter revolutionairen Flüchtlingen bestanden haben soll, aus jenen Maulhelden, die sich so grenzenlos lächerlich mit ihrer Giovine Italia gemacht und davon liefen, ehe sich noch der Feind zeigte. Wir gingen in das von Außen und Innen unansehnliche Schauspielhaus, das, wenn man die Strada reale hinab nach der Esplanade geht, auf der rechten Seite der Straße unter andern Häusern verbaut, dasteht. Was wir da zu sehen und zu hören bekamen, war ein mixtum compositum. Ein halber Act aus der gazza ladra, dann ein kleines italienisches Lustspiel, dazu ein pas de deux und eins de trois, Alles unter der Kritik lächerlich-miserabel, wie die Heldenlaufbahn der Darsteller. Ein paar hübsche Theaterdamen konnten wenigstens noch auf kurze Zeit das Auge fesseln; wer nachher noch später in ihrer Nähe weilen wollte, konnte es thun, da die Damen neben Thalia, Melpomene und Terpsichore auch noch der cyprischen Göttin huldigten. Um Italien schon im Voraus zu

genießen, schlenderten wir nach dem Theater noch in eines von den Kaffeehäusern, deren mehrere unter den dem Schauspielhause gegenüberliegenden Arkaden sich befinden. Sowie auf dem höchsten Berge der Insel das Auge zugleich Italien und die Türkei erblickt, so zeigt sich auch hier in den Kaffeehäusern, daß man jetzt auf der Grenze zwischen dem Orient und Occident weile. Französisch costumirte Italiener und rothe Engländer bei Gefrorenem und Grog, der schnatternde Grieche und der wortkarge ernste Türke, beide in ihrer malerischen Tracht, bei Kaffee und Pfeife, bilden ein seltsames, aus beiden Himmelsgegenden zusammengewehtes Gemisch. — Damit man wieder mit den politischen Angelegenheiten der Welt bekannt werde, darf man nur zu den Zeitungen auf dem Tische greifen; da liegen der türkische in Constantinopel erscheinende Moniteur und der griechische Sotir (der manchmal sich in einen witzigen Satyr verwandelt), die Times und die Gazette de France, das Diario di Roma und die augsburger Allgemeine Zeitung in Ruhe nebeneinander. Sehnsucht nach einem feststehenden Bette trieb uns nach Hause, wo die seltene Gastfreundschaft des Herrn v. Faber für Aufnahme der gesammten Reisegesellschaft gesorgt hatte, wofür wir ihm um so mehr dankbar sein mußten, da die hiesigen Gasthäuser neben enormer, nach London gere=

gelter Theurung schlechter als schlecht sind. Alle Reisende bestätigen dies einstimmig. Mit dem schwankenden Nachgefühl, das jeden Seereisenden die erste Nacht auf dem Lande zu begleiten pflegt, ruhten wir dennoch mit großem Wohlbehagen unter der Tatze des britischen, die Insel beherrschenden Leoparden, die weniger fühlbar ist, wenn man sich unter dem Dache eines fremdländischen Agenten befindet. —

8.

Die Esplanade. — Schulenburgs Standbild. — Die Citadelle. — Italienische Lebensweise auf Corfu. — Britischer Despotismus in der unabhängigen Republik der ionischen Inseln. — Englische Exercirmethode.

Der erste Gang am folgenden Morgen war nach der Esplanade, einem großen, mit schattigen Akazien-alleen umgebenen und durchschnittenen Platz, auf dem sich das, was Corfu an schönen Bauwerken aufzuweisen hat, vereinigt. — Tritt man aus den beengten Straßen hinaus auf die Esplanade, so fühlt man sich von der Großartigkeit überrascht, die hier den Beschauenden umgiebt, um so mehr, wenn man aus einem Lande kommt, wo neuere, bedeutende Bauwerke gar nicht vorhanden, und Ruinen, aufrichtig gesagt, das Gemüth mehr herabstimmen, als er-

heben. Zwei Seiten des viereckigen Platzes werden von schönen Privathäusern, die wohl jede Residenz zieren möchten, gebildet, von denen die meisten im Erdgeschosse offene Arkaden haben, aus welchen Boutiken, Kaffeehäuser und elegante Kaufläden gar einladend winken. Auf der dritten Seite thront der imposante Palast des Lordobercommissairs, eines der großartigsten Bauwerke, die man sich nur denken kann, wenn auch der streng richtende Architekt Manches in den einzelnen Verhältnissen des Gebäudes zu tadeln hätte. Die englische Regierung ist bei der Erbauung dieses Palastes mit um so größerer Verschwendung zu Werke gegangen, da die immensen Kosten von ungefähr 110,000 Pfund Sterling dazu von den Inseln erpreßt worden sind. Eine baroke, ächt englische Idee ist die, daß man zum Material den leicht bröckelnden maltesischen Sandstein genommen hat, während man auf den Inseln selbst einen schönen, der Zeit trotzenden Marmor findet. Doch abgesehen von dem Allen ist der Palast, wie er sich mit seinen Säulen, Bogen und Kuppeln dem Auge beim ersten Anblick darstellt, ein überraschend schönes Bauwerk. Außer einigen Kanzeleien in dem Nebenflügel wird der Palast nur allein von dem Gouverneur bewohnt, der von hier aus seinen eisernen Arm über die Inseln der Schattenrepublik ausstreckt.

Mitten unter den grünen Akazien des Platzes erhebt sich die Marmorstatue des heldenmüthigen Vertheidigers von Corfu, nämlich des einem preußischen Geschlecht entstammten Grafen Johann Matthias von Schulenburg, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Republik Venedig diese herrliche Besitzung gegen den Andrang der Türken durch seine Tapferkeit erhielt. Die Inschrift, die das trophäengezierte Piedestal führt, lautet: „Matthiae Johanni Comiti a Sculemburgio, Summo terrestrium copiarum praefecto Christianae Reipublicae in Corcyra obsidione fortissimo assertori adhuc viventi, Senatus anno MDCCXVII.“ Der Feldherr in römischer Kleidung, das Haupt mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmükt, den Marschallstab in der Rechten, steht in vorschreitender Stellung ernst und siegesmuthig da. Ob die am Piedestal eingekritzelten englischen, mitunter sehr schlechten Witze den Schreibern zur Ehre gereichen, überlasse ich dem billigen Urtheil des Lesers. Als ich die Satue beschaute, stand unfern von uns ein armer Corfiote, der in der Entzifferung der Inschrift vermuthlich seine unschuldige Neugierde befriedigen wollte, als in dem Augenblick ein englischer Fähndrich vorbeiging und dem Landesbewohner, von dessen Mark er sich doch auch theilweise mästete, mit der Reitgerte, wie im

Scherz, einen sehr derben Hieb über den Kopf applicirte. Mit selbstgefälligem Gelächter über diese großartige Heldenthat schritt dann Albions hochherziger Sohn fürbaß. Ich muß gestehen, daß mich diese Scene, die, wie mich Herr v. Faber versicherte, noch zu den gelindesten gehört und sich hundertfältig in ähnlicher Weise zuträgt, bis ins tiefste Innere empörte, und daß ich, wenn die Klugheit mich nicht davon abgehalten, gern meinen Rohrstock in Berührung mit dem Rücken des rothröckigen Jungen gebracht hätte. In Nauplia, wo britische Midshipmen ähnliche ionische Inselscherze an einem Gastwirthe versuchen wollten, bekamen sie Ohrfeigen und wurden solenniter zur Thüre hinausgeworfen, und das von Rechts wegen.

Aus den dürftigen Laubgängen der Esplanade gelangt man über einen Kanal in die Citadelle. Ist man durch das gewölbte hallende Thor geschritten, so erblickt man die beiden bedeutendsten Bauwerke aus venetianischer Zeit, das Zeughaus und den Palast, den sonst der Proveditore von Venedig bewohnte. Es sind unansehnliche, düstere Gebäude, ohne allen architektonischen Schmuck, den die Venetianer lieber daheim an den Bauwerken ihrer vaterländischen Lagunenstadt verschwendeten, als an ihren Colonien in Griechenland. Durch enge Mauergänge steigt

man zu den beiden im Umkreis der Citadelle gelegenen Felsenforts hinauf, zur „luftigen Burg der Phäaken.“ Hier oben, wo jetzt das Feuer des Leuchtthurms den Schiffenden lockend entgegenschimmert und die aufgepflanzte englische Flagge in unruhiger peitschender Bewegung über die Insel hinabdroht, dürfte wohl der Platz zu suchen sein, wo die alten Korinther sich auf fremdem Territorium einnisteten und den Grund zur Burg und Stadt Corzyra legten. Eine bezaubernde Aussicht bietet sich von diesem Felsengipfel dem Auge über die blühende Insel, das schimmernde Meer und das pittoreske türkische Küstenland dar, und man möge nicht ungläubig lächeln, wenn ich diesen Anblick dreist dem zur Seite stelle, den man von den Camaldulensern in Neapel über die göttliche Parthenope und ihre Umgebungen hat.

Zur Stadt zurückgekehrt, fanden wir uns wieder inmitten italienischer Sitten. Alles lebt dort mehr auf der Straße wie in den Häusern. Der Handwerker arbeitet vor der Hausthür oder wenigstens auf der offenen Flur; auf langen Stuhlreihen vor den Kaffeehäusern Herren und Damen in süßem Nichtsthun, das hier eben so gut bekannt ist, wie drüben in Italien. Langsam die Straße auf und ab rollen Karossen, hinten darauf zwei Bediente, deren altmo-

dische und wohl auch zerlumpte Livree auf die geschwundene Größe ihrer Herren hindeutet. Der Fremde muß hier auf häusliche Geselligkeit Verzicht leisten, denn der Eintritt in die Familien wird ihm sehr erschwert. Die hier lebenden Engländer bilden wohl Zirkel, aber nur unter sich, denn mit welcher chinesischen Mauer in dieser Hinsicht sich Briten umgeben, ist bekannt. Einige corsiotische Familien machen wohl ein Haus, wo man die Form guter Gesellschaft und auch wohl ausgezeichnete Bildung antrifft. Ich habe Engländer klagen gehört, daß sie so schwer Zutritt in diese Zirkel des eingeborenen Adels finden, habe aber auch von Corsioten gehört, daß dies einzig und allein die Schuld der Briten selbst sei, deren schroffes und widerliches Benehmen dies Zurückziehen von ihrien nothwendig mache. Dies sei z. B. früher nie der Fall mit Franzosen und Russen gewesen, deren Betragen noch jetzt in gutem Andenken stehe. Die Abneigung gegen die Briten ist aber auch wohl zu entschuldigen und genugsam motivirt durch ihre crasse Willkür, die sie Protectorat zu nennen belieben. Der Despotismus der jetzigen Herrscher lastet mit gewichtiger eiserner Faust auf der Nominalrepublik, wie selbst kaum während der Regierung Venedigs; ja man hört sogar den Wunsch, lieber sich dem türkischen, als dem engli-

schen Joche zu beugen. Die Benennung: „unabhängige Republik der ionischen Inseln“ klingt wahrlich wie schneidender Hohn, wenn man sich diese Freiheit und Unabhängigkeit bei Lichte betrachtet.

Die sogenannte Verfassung der Republik bestimmt freilich einen aus sechs Mitgliedern bestehenden Senat. Die Wahl zu diesen Stellen und die Dauer ihrer Würde hängt aber einzig und allein von dem Protector ab. Auch giebt es eine „gesetzgebende Versammlung“ von vierzig Mitgliedern, deren ganze Wirksamkeit aber auf ein beistimmendes Kopfnicken zu den Gesetzvorschlägen besteht, die der britische Lordobercommissair macht. Um das Volk noch mehr zu täuschen und zu verblüffen, befindet sich sogar auf jeder einzelnen Insel ein aus den Eingeborenen genommener „Regent“, neben ihm aber ein „britischer Resident“, der den Regenten wie eine Drahtpuppe regiert, so daß auch hier, wie auf Corfu, dem Centralpunkt ausländischer Willkür, der Brite befiehlt und das Landeskind gehorsam mit dem Kopfe nickt. Will die öffentliche Meinung in Schriften laut werden, so kann dies nur durch die Presse geschehen, die ein englisches Monopol ist, nämlich durch die Druckerei des Lordobercommissairs. Hat irgend Jemand den Einfall, etwas Freisinniges im Aus-

lande drucken zu lassen, so kann er sicher sein, daß die englischen Geistesdouaniers dafür sorgen, daß dergleichen Bücher nicht das Gebiet der freien Republik betreten. Wehe übrigens dem Autor, der wird gepeinigt, bis er seinem „unabhängigen Vaterlande" den Rücken kehrt, nachdem er gewöhnlich vorher noch die Bekanntschaft mit den festen Gemächern der Citadelle gemacht hat. Und wenn doch Einzelne es sich nur nicht einfallen ließen, von dem großen Nutzen zu schreien, den die englische Verwaltung den Inseln gebracht haben soll! Freilich sind auf Corfu Chausseen angelegt und in der Stadt neue prachtvolle Gebäude entstanden, aber auch nur auf Corfu und von dem Gelde aller Inseln, die dazu beisteuern müssen, der Hauptstadt und der Hauptinsel ein glänzendes Ansehen zu leihen. Man führt Steine und Bauleute von Malta ein, das Geld der Einwohner dagegen wandert aus und die Armuth steigt von Tag zu Tage. An eine Verbesserung der ökonomischen Lage der Inseln, dem einzigen Mittel einen gewissen Wohlstand hervorzurufen, ist nicht zu denken. Man haut die schönsten Oelpflanzungen nieder und baut auf diesen Stellen Festungswerke und Casematten, um darin die widerspenstigen Jonier, die nicht ihren letzten Groschen gutwillig hergeben wollen, systematisch gutwillig zu machen. Der erste

Lordobercommissair, der die Inseln betrat, war jener berüchtigte Sir Thomas Maitland. Man braucht nur an Napoleon und an das unglückliche verschacherte Parga zu denken. Gemein, hart, roh, so zeigte sich dieser Despot, der, an Handhabung der englischen militairischen Katze gewöhnt, hier eine eiserne Ruthe schwang. Sein ewiger Refrain war „Aufknüpfen!" und was vielleicht seine Offiziere und Soldaten zu viel zur Bevölkerung der Insel beitrugen, wußte er wieder durch Hängen und Todtpeitschen in's rechte Gleichgewicht zu bringen. So ist es eine notorische Thatsache, daß ein Bauer von Cephalonia, der einen englischen Lieutenant zum Hause hinauswarf, weil dieser sein Weib zu nothzüchtigen versuchte, auf Befehl des Sir Thomas Maitland ohne alle weitere Procedur gehängt wurde, „weil besagter Bauer sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge rebellischer Weise aufgelehnt hätte!" — Maitland hatte ein dickes Fell; beladen mit Ehrlosigkeit, kümmerten ihn wenig die Flüche und Verwünschungen des mit erbärmlicher Lust niedergetretenen Inselvolkes. Selbst Engländer sprechen mit Verachtung von ihm, und nur eine seiner Creaturen, der Oberst Napier, früher Resident auf Cephalonia, hat es im Jahre 1833 unternommen, ein Werkchen zur Vertheidigung des Verfah-

rens des Sir Maitlands zu schreiben, dem man Geist nicht absprechen kann, das jedoch seinen Zweck: „Weißwaschung des Mohren", nicht erreicht hat.

Man sagt, Maitland habe eine strenge Oekonomie eingeführt, um die Kosten der Verwaltung zu decken, was aber wieder unwahr ist. Denn um sich die Gemüther einiger adeligen Familien, deren Namen und Ansehen auf das Volk wirken konnten, zu gewinnen, setzte er aus den Häuptern dieser Familien ein überflüssiges Beamtenheer zusammen und bezahlte sie mit dem Gelde des armen Volks. Die Gründung zweier Orden, des heiligen Georg und des heiligen Michael, nebst den dazugehörigen glänzenden Uniformen, womit der schaale Ehrgeiz der ionischen Großen befriedigt wurde, verursachte der englischen Regierung ebenfalls keine Kosten. Man behauptet, England ziehe keinen Nutzen von seiner Colonie, weil schon die Unterhaltung von vier englischen Regimentern ein schweres Geld koste. Welch ein unberechenbarer Vortheil, wenn auch kein unmittelbarer, ist es aber für England, außer auf Gibraltar und Malta, sich auch noch auf diesen Inseln festgesetzt und so zugleich die Herrschaft über das ganze Mittelmeer erschlichen zu haben! Die ionische Republik braucht nicht jene englischen Regimenter zu ihrem Schutze;

ihre verfassungsmäßige bestimmte Nationalmiliz reichte dazu hinlänglich aus, wie die funfzig Mann starke Armee der Republik San Marino.

Maitlands Nachfolger, Sir Adam, verstand eben so wenig die Republik zweckmäßig zu behandeln. Lord Nugent zeigte viel guten Willen, hatte jedoch nicht die Kraft, Das zu verbessern, was seine Vorgänger total verdorben hatten. Indem er ganz im Gegensatz gegen diese dem Liberalismus zu sehr huldigte, gab er den Joniern dadurch eine Kost, die ihr durch den früheren Despotismus verdorbener Magen nicht mehr verdauen konnte und sie zu einem moralischen Erbrechen reizte, das sich durch Extravaganzen der Bewohner von Cephalonia und Corfu offenbarte, die dann leider durch die Gewalt der Waffen wieder beruhigt werden mußten. Durch sein charakterloses Hin- und Herschwanken wurden die Gemüther des Volkes, das nicht mehr wußte, woran es sich zu halten hatte, noch mehr verwirrt, und Lord Nugent befand sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage, die er ohne Absicht, nur durch den Mangel einer sich auf dem richtigen Mittelwege haltenden Festigkeit verschuldet hatte; denn es ist nicht zu leugnen, daß er ein redlicher Mann war, der mit dem besten Willen und den redlichsten Absichten nach Corfu kam. Seine weitumfassenden Pläne in gelehrter und literarischer

Hinsicht sind nie zur Ausführung gekommen oder gleich wieder in der Geburt erstickt. Ueberhaupt ist es mit dergleichen Anstalten auf den ionischen Inseln nicht weit her. Die von dem wackern Grafen Guilford gestiftete Universität auf Corfu ist nur der Schatten einer höhern Lehranstalt und nicht dazu geeignet, den von der Natur reichbegabten, verstandeskräftigen Ionier zur weitern Vollkommenheit auszubilden. Die Wahl der akademischen Lehrer wird durch Nebenrücksichten — Bestechung, anderweitige Begünstigung u. dgl. — mehr bestimmt, als durch das wahre Verdienst, und so kommt es wohl, daß mancher Schüler den Meister übersieht. Die lernbegierige Jugend drängt sich daher auch in's Ausland und besucht italienische, französische und deutsche Universitäten. Von zweckmäßigen Unterrichtsanstalten für die niedere Classe des Volkes auf dem Lande ist nicht die Rede; da streuen nach wie vor die griechischen Priester — diese mit wenigen Ausnahmen ausgeartete Kaste — den Samen des Unsinns in die reizbaren, empfänglichen Gemüther.

Der von uns noch erwartete Reisegefährte, Major von P., der höherm Auftrage gemäß von Nauplia zu Lande über Korinth nach Patras gegangen war und sich dort auf einem griechischen Trabeculo eingeschifft hatte, war soeben auf Corfu angelangt,

und es stand also unserer Abreise nichts mehr im Wege. Als wir nun noch zum letzten Male die schöne Esplanade besuchten, hatten wir Gelegenheit, eine wahrhaft komische Exercirmethode bei den englischen Recruten angewandt zu sehen, deren Wahrheit ich auf's Entschiedenste verbürge. Die Leute wurden nämlich im Marschiren unterrichtet, wobei ein Corporal mit einem kolossalen, hölzernen Zirkel die Gleichmäßigkeit des Schrittes des Recruten abmaß, und diesem, differirte die Distanz etwa einen Zoll, jedesmal mit der Faust eine schlagende Erinnerung in das Genick applicirte. Dies Pröbchen für Diejenigen, die so gewaltig auf den deutschen sogenannten Kamaschendienst zu schmähen pflegen.

9.

Abreise von Corfu. — Der Pilot. — Hinblick auf die Insel und das türkische Ufer. — Die italienische Küste. — Die Riesenwasserschlange. — Seesturm. — Ankerwerfen bei der türkischen Festung Scanderbeg. — Archipel des östreichischen Küstenufers.

Nach geschehenem Einkauf des letzten, ächt griechischen Tabaks — denn der in Deutschland unter diesem Namen verkaufte ist weiter nichts als ungarischer — wanderten wir in langer Reihe nach dem Hafen, um uns an Bord zu begeben. Auf unserm Nelson angekommen, fanden wir bereits einen hiesigen Piloten vor, der uns den Weg nach Italien zeigen sollte, denn weiter, als bis Corfu, reichte die Localkenntniß unsers königlichen Schiffscapitains nicht.

Es war ein schöner Morgen, der Alles ringsum mit seinem sonnigen Dufte verklärte. Die Anker hoben sich, die Segel wurden entfaltet, ein günstiger Ostwind setzte sich hinein, und majestätisch schwamm unsere Brigg dem ersehnten Norden zu. Wir konnten die Blicke von der herrlichen, grünen Insel und von dem gegenüberliegenden pittoresken epirotischen Festlande kaum losreißen. Die Meerstraße zwischen der Insel und dem türkischen Ufer verengt sich immer mehr, wo man sich dem auf dem letzteren liegenden Hafenstädtchen Butrinto nähert. Nun ragt auch ganz deutlich der die Insel beherrschende Berg San Salvador empor. Deutlich sieht man auf der nordöstlichen Küste Corfu's den Flecken Cassopo am Fuße des Berges Cassius liegen; jetzt ein erbärmlicher Ort, sonst das hochberühmte Kassiope mit dem glänzenden Tempel des Zeus Kassios. Von all' den Herrlichkeiten jener Stadt ist nichts übrig geblieben. Statt des hehren Tempels steht oben auf dem Berge, noch über dem Flecken Peritea, eine kleine Kirche, in der die heilige Jungfrau von Cassopo von den vorübersegelnden Schiffern mit einem frommen Gebete begrüßt und um Beistand und Schutz für die ihnen bevorstehende Fahrt angefleht wird. Die alten, bei dem Flecken belegenen Mauern sind keine aus den Zeiten jener Stadt

herrührenden, sondern die Ueberbleibsel von einer festen Burg, die der Kaiser Emanuel Komnenus erbaute. Zwischen diesem Punkte der Insel und der türkischen Küste ist der Kanal kaum tausend Schritt breit, und erlaubt, sowie auf Corfu, auch einen deutlichen Blick auf das sich amphitheatralisch aus dem Meer emporhebende Paschalik Janina. Das Land wetteifert hier an Naturschönheit mit der Insel; aus den grünen Bergen schauen Städtchen, Flecken und Dörfer mit ihren schlanken, einen so freundlichen Anblick gewährenden Minarets hervor, indeß über die letzten grünen Anhöhen in weiter Ferne die schneebedeckten Berge des Pindus emporragen.

Allmälig verschwand die nördlichste Spitze der Insel, ich glaube, sie heißt Cap Apracci, und die vor ihr liegenden noch zu der ionischen Republik gehörenden kleinen Eilande Merlera und Fano. Die türkische Küste blieb unser naher Begleiter, bis wir uns dem Cap Karaburnu näherten, wo sich in weiter Ferne auch das italienische Festland, das neapolitanische Cap Otranto, dem Blicke zeigt. Hier, wo sich Occident und Orient so zuvorkommend wie ein paar feindselige Hofleute nähern, nimmt man von dem mittelländischen Meere Abschied und befindet sich auf den bösartigen Wogen des adriatischen. Uns nahm es recht freundlich auf, bald aber sollten

wir die Tücken und Sticken der alten vielfachen Wittwe der Dogen kennen lernen. Wir segelten bis zum andern Morgen ruhig und nicht allzu hitzig fort, dann trat bei impertinenter Hitze Windstille ein, und wir lagen auf der spiegelglatten Fluth wie angenagelt. Um die Mittagszeit zeigte einer unserer Gefährten, dessen Passion es war, Stunden lang mit dem Kopfe über Bord gelegt, nach Neptun hinabzuspähen, ob sich der alte Gott nicht etwa — mit Heine zu reden — „in seiner flanellenen Jacke und weißen Schlafmütze" zeigen wolle, mit großem Geschrei an, daß sich dicht bei unserm Schiffe eine ungeheure Wasserschlange zeige. Alles stürzte an Bord, und richtig, das Ungeheue, das einige Schiffer bald da, bald dort gesehen haben wollten, dessen Existenz aber von andern wieder sehr bezweifelt wird, lag dicht am Schiffe, einige Fuß unter der durchsichtigen Meeresfläche, in den schönsten Regenbogenfarben schillernd, in weiten Kreisen geringelt, so daß man seine Länge auf ungefähr vierzig, den Umfang aber auf drei bis vier Fuß schätzen konnte. Operationspläne, um das Ungethüm in unsere Gewalt zu bekommen, wurden in Menge entworfen. Die griechische Schiffsbesatzung war ebenfalls herzugekommen, antwortete aber auf alle unsere Fragen und Aeußerungen nur mit den gewöhnlichen, griechischen, lächelnden Pantomimen, die wir nicht

zu deuten verstanden; auf weitere Erklärung ließ sich keiner von ihnen ein. Unser seekranker Generaladjutant holte aus der Cajüte seine Pistolen und wollte den Ruhm allein für sich haben, gleich Sanct Georg diesen Meerwurm zu erlegen. Die Schüsse knallten, die Kugeln prallten von der Wasserfläche ab und flogen in's Weite. Die Wasserfläche war in kräuselnde Bewegung gerathen und die Schlange schien allmälig versinken zu wollen; da wurde ein Boot hinabgelassen, die Beherztesten sprangen hinein, bewaffnet mit langen Bootshaken. Man harpunirte trotz den gewandtesten Wallfischjägern. Die Schlange riß auseinander, ein Stück von ungefähr ein Fuß Länge wurde in's Boot gezogen, und die grauenerregende Täuschung wurde im strengsten Sinne des Worts zu Wasser. Die ganze Schlange bestand nämlich aus Millionen zusammenhängender kleiner durchsichtiger Meerthierchen, die, als wir mehrere davon auf eine Kanone zur Besichtigung legten, noch deutlich Athem und Leben zeigten, dann aber zerfloß die gallertartige Substanz in Wasser. Jeder von uns, der diese Thiermasse berührt hatte, empfand nachher einen juckenden Schmerz in den Fingern, worauf sich dann ein röthlicher Ausschlag zeigte. Unser Schiffscapitain meinte, er hätte wohl gewußt, was das Ding wäre, doch hätte er es uns nicht gesagt, um uns

den Spaß nicht zu verderben. Die ganze Seeschlangengeschichte hatte ungefähr eine Stunde gedauert, gab uns aber Stoff zum Scherzen und Lachen für einen ganzen Tag, was bei einer Seereise, besonders bei Windstille, schon acceptabel ist.

Nachdem die Windstille 24 Stunden angehalten, erhob sich wieder ein günstiger Luftzug, der uns etwas von der Stelle schob. Delphine zeigten sich in Schaaren und deuteten wie gewöhnlich auf böses Wetter. Bis jetzt war die See nur leicht bewegt und auch noch kein sturmkündendes Gewölk am Himmel zu erblicken. Die türkische Küste mit ihren zahlreichen Buchten glänzte noch immer im heitersten Sonnenscheine; es war Nachmittag, als wir uns auf der Höhe von Durazzo befanden, wo das Ufer in steilen Felsabhängen sich in die Fluth hinabsenkt. Alle Segel waren beigesetzt, um vom Winde zu profitiren. Ich stand auf dem Verdecke neben unserm ersten Schiffslieutenant, der es sich bequem gemacht und sich in seinen einfachen griechischen Seemannsanzug geworfen hatte, aus einer braunen Jacke und bis an's Knie reichenden tausendfaltigen Hosen bestehend. Strümpfe und Schuhe waren als überflüssig nicht vorhanden. Plötzlich zeigte er nach Westen, wo sich auf dem Meere ein langer schwarzer Streif zeigte, der sich mit unglaublicher Geschwindigkeit der linken

Seite unsers Schiffes nahte. „Das ist Sturm!" sagte der Lieutenant, und der Sturm war auch schon da. Wüthend wühlte er sich in die weiten Beinkleider des Seemanns, als wolle er zuerst an diesem Kaltblütigen seinen Grimm auslassen. Dann lag in einem Nu das Schiff dermaßen auf die Seite geworfen, daß Alles, was auf dem Decke sich befand, wie toll übereinander kugelte. Nun erhob sich ein unendlicher Wirrwarr. Alles, vom Capitain bis hinab zum Schiffsjungen, commandirte und schrie. Welch ein Gegensatz zu der geschäftigen Stille, die sich in solchem gefährlichen Moment auf andern Kriegsschiffen zeigt. Dort hört man nur das Commandowort des Capitains und die schrillende Pfeife des Bootsmanns, indeß von der Mannschaft die Befehle mit Ruhe ausgeführt werden. Auf unserm Nelson zeigte sich besonders jetzt, daß die Bemannung des Schiffes unzureichend und nicht genug disciplinirt war. Unerschrocken zwar kletterten die Leute die Masten hinan, um die Segel vor dem überhandnehmenden Sturme einzuraffen, allein verwirrt gemacht durch die vielen sich oft widersprechenden Commandos, wußten sie endlich nicht mehr, was sie thun sollten, da bald auf einem Punkte Leute fehlten, indeß sie sich auf dem andern wieder im Wege standen. Der Sturm hatte sich unterdeß dermaßen in die Segel gelegt, daß

das Einraffen fast unmöglich schien, obgleich Alles tüchtig Hand anlegte. Besonders zeichnete sich der oben erwähnte Lieutenant aus, der trotz dem niedrigsten Matrosen auf den gefährlichsten Punkten wacker mit arbeitete. Einem Matrosen wurden von einem Taue zwei Finger abgerissen, so daß wir also auch einen Verwundeten an Bord hatten. Alles Arbeiten schien nichts mehr zu helfen; das Steuer gehorchte nicht mehr und immer näher wurden wir gegen die steile, felsige, türkische Küste in der Gegend der kleinen Insel Stephano getrieben. Das Scheitern schien unvermeidlich. Der Capitain, als er sich heiser geschrieen, murmelte einen verzweifelnden Fluch, legte sich dann theilnahmlos in seine Cajüte und rauchte unbekümmert eine Pfeife. Wir Passagiere, ich muß es uns selbst zum Ruhme nachsagen, benahmen uns sehr gefaßt bei der Aussicht auf das unvermeidliche Unglück. Nur der mitreisende junge Forstmann lag unten im Raume jammernd um sein Leben, wobei ihm die dicken Thränen über die Wangen liefen. Kein Trost wollte bei ihm anschlagen und das Anerbieten, gleich uns ruhig eine Pfeife zu rauchen, wurde nicht angenommen. Statt dessen packte er sorgsam seinen Koffer und sein Felleisen zusammen, um wo möglich außer seinem Leben auch noch diese Sachen zu retten. Um nicht von dieser

Angst angesteckt zu werden, ging ich auf's Verdeck, wo ich mich in einen Winkel legte, da das Stehen nicht gut möglich war. Unser englisch-ionischer Pilot, ein alter Mann, hatte übrigens auch schon so ziemlich alle Hoffnung verloren, was er uns unverhohlen mittheilte; doch verließ er das Steuer nicht, wo er sich zwei starke Matrosen zu Hülfe genommen. Der Himmel hatte sich indeß schwarz überzogen, rechts und links fuhren zackige Blitze herab, der Regen goß in Strömen und die haushohen Wellen spülten ununterbrochen über das Deck. Immer mehr nahm die Dunkelheit zu, und das fehlte noch, um unsere Lage ganz trostlos zu machen. Der Pilot, ein tüchtiger, schweigsamer Mann, hatte unterdeß weder Compaß noch Karte aus dem Auge verloren. Nahe zu unserer Seite sahen wir im ungewissen Dämmerlicht ein von der Brandung umbraustes Vorgebirge des türkischen Ufers (Cap Rodoni). Jetzt waren wir mit demselben in gleicher Richtung, und mit gewaltigem Ruck das Steuer herumreißend, hielt unser Lootse gerade auf die Küste, so daß wir mit ganzem Winde segelten. Glücklich umschifften wir das Cap und befanden uns in einer von diesem geschützten Bucht, unter den Mauern der kleinen Feste Scanderbeg. Die Anker rollten herab und faßten in bedeutender Tiefe practicabeln Grund. Wir waren

dem Schiffbruch entgangen. Während der Nacht, die wir ruhig zubrachten, hatte sich der Sturm gelegt und in einen günstigen Wind verwandelt, den wir, um mit den türkischen Bewohnern in keine Berührung zu kommen, schon vor Tagesanbruch benutzten und wieder die weite See suchten. Schon am Nachmittage desselben Tages befanden wir uns auf der Höhe von Budua, im südlichsten Punkte des Littorale belegen, und am folgenden Morgen begrüßten wir Ragusa. Hier beginnt der Archipel des östreichischen Küstenufers, Insel reiht sich an Insel, groß und klein, aber alle ohne Ausnahme von seltsamer, schmaler und langer Gestalt. Ihr Anblick bot uns übrigens die einzige Unterhaltung dar, da wir auf der ganzen sechs Tage dauernden Fahrt von Corfu nach Ancona nur ein einziges Schiff zu Gesicht bekommen, nämlich das kaiserlich-östreichische Paketboot, das regelmäßig seine Fahrt von Venedig und Triest nach Patras macht.

10.

Ankunft im Hafen von Ancona. — Quarantaineunterhandlungen. — Ein Unglücksfall. — Eintritt in die Quarantaine. — Einrichtung derselben. — Unser Leben in derselben.

So hatten wir uns denn langsam und langweilig am sechsten Tage Mittags der italienischen Küste genähert. Von dem steilen Ufer winkten uns die Thürme des prachtvollen Doms von Loretto begrüßend entgegen. Das Meer wimmelte von Fischerbooten und kleinen Küstenfahrern, ein regeres Leben zeigt sich auch an dem Ufer, und Ancona liegt vor uns.

Es war Nachmittags drei Uhr, als wir um die Spitze des von Trajan erbauten, und von dem Papst Benedict XIV. wiederhergestellten Molo herumsegelten und in dem trefflichen, geräumigen Ha-

fen von Ancona einliefen. Von dem vor Anker liegenden Wachtschiffe wehte uns die Flagge des Friedens, geschmückt mit der päpstlichen Tiara und den Schlüsseln Petri entgegen. Ein Boot von der Sanität ruderte heran, und der Beamte stellte an unsern Capitain die gewöhnlichen Fragen, jedoch aus geziemender Ferne, von wegen des Pesthauchs, der im Abendlande bei jedem aus dem Orient kommenden Schiffe präsumirt wird. Einer unserer Mitreisenden begab sich, um das langwierige Verfahren abzukürzen, an's Land, von dem er jedoch nur den äußersten Zipfel bis an's Sprachgitter des Sanitätsamtes betreten durfte, und unterhandelte dort wegen unserer Aufnahme in die Quarantaine und über die Dauer derselben. Frühere, schon von Nauplia abgesandte Briefe an den bairischen Gesandten in Rom hatten ihre Wirkung bereits gethan und unser Fegefeuer bis auf die Dauer von sieben Tagen abgekürzt. Unterdessen ließ unser Capitain dem an Bord befindlichen Prinzen zu Ehren die sächsische Flagge aufziehen, die vielleicht seit den Kreuzzügen zum ersten Male auf dem adriatischen Meere wehte, und dieselbe mit 21 Kanonenschüssen salutiren — eine Höflichkeit, die recht traurige Folgen hatte. Ungefähr bei dem zwölften Schusse vergaß ein dabei beschäftigter Matrose das Zündloch des Geschützes mit dem Fin-

ger luftdicht zu verschließen, während sein Gefährte sich eben aus der Stückpforte hinausgelegt, um die Ladung in die Kanone zu schieben. Ein vermuthlich im Rohre gebliebener Funke entzündete den Schuß, dieser ging los, verbrannte dem armen Matrosen Körper und Gesicht und zerschmetterte ihm den rechten Arm bis zur Schulter. Hier bot sich wieder Gelegenheit dar, zu bemerken, mit welcher stoischen Gleichgültigkeit Griechen (von Türken sind mir ähnliche Beispiele bekannt) die fürchterlichsten Schmerzen ertragen können. Der Verwundete richtete sich nach dem Schusse auf, ging bis zu einem Wasserfasse, wo er selbst seine brennenden Kleider löschte und sich dann ruhig in einen Winkel des Schiffes niederlegte. Ein Arzt, diese unentbehrliche Person auf einem Kriegsschiffe, war nicht vorhanden; dem Verlangen, uns einen vom Lande zu schicken, wurde nicht gewillfahrt, da das Schiff verpestet sei, und erst nach zwei Stunden erhielten wir die Erlaubniß, den wirklich Bejammernswerthen nach dem Quarantainegebäude bringen zu lassen. Kurze Zeit darauf folgten wir Andern ebenfalls dahin, indeß der Capitain mit seiner Mannschaft auf dem Schiffe die für ihn auf vierzehn Tage bestimmte Contumaz aushalten mußte. Die Quarantainegebäude liegen auf einer durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Insel an der Nord-

seite des Hafens, und bestehen aus einem Erdgeschoß und einer Etage; sie umschließen einen fünfeckigen Hof, und sind außerdem mit festungsartigen, starken Mauern umgeben. In drei Flügeln des Gebäudes befinden sich recht leidliche Zimmer für die Quarantainehaltenden, und geräumige, große Waarenlager. Wir erhielten drei eben nicht schlecht meublirte Zimmer in der obern Etage; für die mitgekommenen Unteroffiziere und die Dienerschaft waren zwei große Räume im Erdgeschoß bestimmt. Aus der Stadt wurde uns ein Arzt und ein Sanitätswächter zugetheilt, beide recht nachsichtige und milde Leute. Da waren wir schon besser daran wie in der triester Contumaz, wo die Gesundheitswächter mit ihren drohenden, langen Stäben die Norm der Grobheit genannt werden dürfen. Ich bleibe dabei, daß unter dem Krummstab gut wohnen ist, und fand dies auch in Ancona und sogar in der dortigen Quarantaine bestätigt. Unsere Dejeuners und Diners bekamen wir aus dem Albergo alla pace, Anconas berühmtestem Hôtel, zu sehr civilem Preise und ausgezeichnet gut. Um halb neun Uhr Abends zeigte sich dann auch wieder der vielbeliebte Punsch, zu welchem wir so glücklich waren, den wundervollen italienischen Sonnenuntergang zu genießen. Der ist

schon in Italien etwas Herrliches, um so mehr aber an der italienischen Küste.

In der Mitte des Quarantainehofes steht eine kleine, runde, recht hübsch ausgeschmückte Kapelle, in welcher jeden Morgen von einem Geistlichen aus der Stadt eine Messe gelesen wurde, die aber die Frommen nur von außen durch die Fenster anhören dürfen, damit der Priester für seinen guten Willen nicht noch die Pest mit nach Hause nimmt. Sonst ging es recht munter in unserer Krankheits- oder Gesundheitshaft — wie man eine Quarantaine à deux mains nennen könnte — zu; theils sorgten wir dafür, theils die französische Garnison, von der ein Theil zwei Flügel des Contumazgebäudes als Caserne — jedoch von den Quarantainehaltenden durch eiserne, vor den Fenstern befindliche Gitterstäbe getrennt — bewohnte. Das fortwährend schöne Wetter erlaubte uns zudem, den ganzen Tag auf dem Hofe zuzubringen, wo es sich recht anmuthig im Grase lag und wo die kleinen, muntern, überall umherschlüpfenden Eidechsen uns mit ihrer Fliegenjagd eine ganz unschuldige Unterhaltung verschafften. — Von unserem Arzte lernte ich in aller Eile wieder das halbvergessene Italienisch, und zwar auf die komische Art, daß er mir im Namen einer Schönen recht ermunternde Briefchen schrieb, die ich dann so zart italienisch wie möglich beantworten

mußte. Lieber wären mir sothane Stylübungen mit seiner schönen, jungen, feurigen Gemahlin gewesen, die ihrem alten Gatten täglich einen Besuch am Sprachgitter abstattete. Hier fehlte es überhaupt an Besuchern nicht. Um den Prinzen zu begrüßen, erschien der Delegat der Mark Ancona, ein sehr geistreicher und vielbelobter Prälat, dann die Adjutanten des französischen Generals Cubières — der sich selbst nicht in der Stadt befand — der östreichische Generalconsul Graf W. und mehrere andere Personen von Distinction. Diese Besuche und die Allgemeine Zeitung (die ihre Benennung mit allem Recht führt, da sie beinahe in allen Welttheilen gefunden werden dürfte) setzten uns in Rapport mit der für uns verschlossenen Außenwelt. Das Einzige, was noch immer recht betrübend auf uns einwirkte, waren die Leiden des obenerwähnten verwundeten Matrosen, der vergeblich von unserm Quarantainedoctor die Abnahme des Armes verlangte, was dieser aber wegen der zu starken Geschwulst nicht zu unternehmen wagte und ihn schon zu den Todten zählte. Ein griechischer, in Ancona wohnender Papa theilte darum auch unsere Haft, um dem Sterbenden als geistlicher Arzt die letzten Tröstungen seiner Religion zu spenden. Wenn in der Nacht der brave, unermüdliche Priester eine Stunde ruhte, sang der Ver-

wundete das einzige, schöne Lied, das ich von Griechen und in Griechenland gehört habe, nämlich den Schlachtgesang von dem Helden Rhigas. Man konnte sich der tiefsten Wehmuth nicht erwehren, wenn durch die stille Nacht die leisen, ansprechenden Töne des Verwundeten zu uns herüberklangen und man dabei dachte, daß der schon bejahrte Mann, den der Tod während des von ihm mitgefochtenen Insurrectionskampfes verschont hatte, jetzt wegen einer eigentlich überflüssigen Spielerei einem so schmerzhaften Ende entgegensehen mußte. Seine Verwundung war übrigens fürchterlich; bis zur Schulter war der ganze Arm zerschmettert, der ihm, jemehr der Brand um sich griff, stückweise verfault vom Körper fiel. Als er mit uns zusammen die Quarantaine verließ, war der Brand schon bis in die rechte Brust getreten. Man brachte ihn in das französische Militairlazareth und versuchte es, ihn durch die Abnahme des Armes aus dem Schultergelenk noch zu retten, allein vergebens. Wenige Stunden nach der Operation starb er. Für seine Witwe hat später der Prinz mit hochherziger Freigebigkeit auf Lebenslang gesorgt. —

Wenden wir uns zu einem komischen Vorfall. In einem andern Flügel des Gebäudes befanden sich mehrere, früher als wir in die Quarantaine getretene Personen, die schon am zweiten Tage nach unserer

Ankunft entlassen werden sollten. Den Abend vor ihrer Entlassung, als sie sich mit uns aus gehöriger Entfernung unterhielten, riß sich unser schon erwähnter Affe los, flüchtete sich, da wir ihn verfolgten, zu jenen Leuten und sprang auf die Schulter eines von ihnen. Das Schicksal dieses Armen war entschieden; Doctor und Lazarethwächter packten ihn und zogen ihn zu uns herüber, da er nun wieder aufs Neue verpestet und uns gleich geworden war. Auf Kosten des Besitzers des Affen mußte er also noch fünf Tage mit uns aushalten, was ihm übrigens recht angenehm, da er ein armer deutscher Handwerksbursche und fünf kostenfreie Tage nur eine Erleichterung seiner Lage waren.

11.

Austritt aus der Quarantaine. — Aufenthalt in der Stadt Ancona. — Trajan's Triumphbogen. — Oper. — Der Landsmann in päpstlicher Dragonerofficieruniform. — Die Franzosen in Ancona. — Das päpstliche Militair. — Banditen.

Schon am Beginn des siebenten Tages öffnete sich unsere Haft, die die andern Reisegefährten schnell verließen, um gleich ihre Weiterreise über Bologna nach Deutschland anzutreten, ich aber, um mich noch etwas in Italien umzuschauen. So zog ich denn von der Quarantaineinsel mit meinem Gepäck in das Thor von Ancona, von keinem Zollbeamten geplagt, da Ancona bekanntlich ein Freihafen und zwar im

ausgedehntesten Sinne des Wortes ist, nicht wie ein anderer, wo man mir eine bedeutende Quantität Tabak confiscirte, mit dem Vorgeben, daß Alles, nur Tabak nicht, eingeführt werden dürfe. Es ist wenigstens gut, wenn man so etwas, auch erst nach der Confiscation, erfährt. — Der päpstliche Douanier in Ancona zog sehr höflich den Hut, nannte mich „Signor Inglese“ und bat dann für diese Höflichkeit oder Grobheit um eine Kleinigkeit „zu Kaffee“, wie bei uns in Deutschland „zu Bier oder Schnapps“. Durch reinliche Straßen (gewiß eine Seltenheit in einer italienischen Stadt) gelangte ich zu dem auf der Piazza Sta. Maria gelegenen schönen Hôtel „Alla pace“ bei Madame Valentini, wo man, auch mit großen Ansprüchen, nichts vermissen wird, was zum Wohlleben gehört. Aus den Zimmern des ersten Stocks dieses Gasthauses genießt man eine bezaubernde Aussicht über das Meer und die Küste. Der Tisch ist vortrefflich und verhältnißmäßig um fünf Paul sehr billig, da der gute, rothe, wenn auch sehr in's Blut gehende Wein nach Belieben bei der Tafel servirt wird. An der im ganzen Hause herrschenden Reinlichkeit würde selbst Nicolai nichts auszusetzen haben.

Ancona ist ein Punkt in Italien, den wenige

Reisende berühren, und dennoch bietet die Stadt, besonders aber die herrliche Umgebung, manches Sehenswerthe dar. Ancona ist alt und schon von den Syrakusern gegründet, die unter Dionys dem Aeltern aus ihrer Vaterstadt wanderten und sich hier niederließen. — Der Fremde wird zuerst einen Spaziergang nach dem von Trajan erbauten 2000 Fuß langen Molo machen, der den Hafen umzieht und zur Sicherheit der hier vor Anker gehenden Schiffe beiträgt. Auf das Beste erhalten zeigt sich der im edelsten Styl erbaute Triumphbogen des Trajan, an dem nur einige von den Reliefzierathen verschwunden sind; nur die ehernen Nägel, womit jener Schmuck befestigt war, sieht man noch. Der Bogen steht an der südlichen Seite des Hafens, wo sich auch die Schiffswerfte befinden, und ich kam, als ich das alte Römerdenkmal betrachtete, gerade zur rechten Zeit, eine Feierlichkeit mit anzusehen. Es wurde nämlich ein kleineres, zur päpstlichen Flottille gehörendes Kriegsschiff vom Stapel gelassen. Aus den Fenstern und von den Balkons der nahen Häuser flatterten Teppiche und bunte Tücher, alle Schiffe im Hafen hatten geflaggt. Endlich erschien der päpstliche Delegat der Provinz mit sämmtlichen Civil- und Militairbehörden und ertheilte mit einem Segenswunsche dem Schiffe seinen künftigen Namen. Als

sich das Neugetaufte dann in die Fluthen, seine neue Heimath, senkte, begrüßten es die Geschützsalven der andern Fahrzeuge und der Jubelruf der Menge. Fast die ganze Bevölkerung Anconas war bei dieser Festlichkeit versammelt, und so bot sich die Gelegenheit dar, den Reichthum der Stadt an schönen und interessanten Frauen- und Mädchengesichtern zu bewundern.

Es war damals gerade die Saison der großen Oper in Ancona. Primo tenore war David, der so hochgefeierte Sänger, an dem die Zeit fast spurlos vorübergegangen, seit ich ihn vor länger als einem Decennium bei der Barbajaschen Oper in Wien hörte. Es war noch der süße Zauber der Stimme, die damals den Enthusiasmus der Wiener bis zu einer nie dagewesenen Höhe steigerte, noch dasselbe Feuer im Vortrage, mit dem er jeden Hörer mit sich fortriß, noch dasselbe lebendige, gewandte Spiel, das man in dieser Trefflichkeit so selten bei Sängern findet. Sonnette und Kränze regneten bei jeder Vorstellung auf den Sänger herab. Noch bewahre ich mehrere dieser Gedichte, in welchen Giovanni David mit den gewiß überschwänglich ehrenvollen Titeln beehrt wird: per maestria e valentigia primo nel canto, — principe de' cantori, —

d'Italia decoro, — di tutta Europa delizia, meraviglia di Ancona. Der Sänger ist nämlich in Ancona geboren. Nicht minder Beifall erntete die prima Donna, Madame Meric-Lalande, früher eine Zierde der italienischen Oper in München. Wenn nach der Vorstellung, die nach italienischer Sitte erst um neun Uhr begann und lange nach Mitternacht endete, dieses Heroenpaar des Gesanges nach seiner Wohnung, in demselben Hôtel, in dem ich logirte, zurückkehrte, glich dies immer einem Triumphzuge. Die Musikenthusiasten umgaben mit Fackeln den Wagen und endlose „eh viva!" hallten durch die Stille der lauen Sommernacht, wobei dann gewöhnlich eine Serenade den Beschluß machte. Die übrigen Mitglieder der Oper waren nicht ausgezeichnet; stehende Opern der Saison: Chiara di Rosemberg von Ricci und gli Sposi, wenn ich nicht irre, von Danizetti. Die Tänzer waren trefflich, besonders die prima ballerina, eine niedliche, höchst interessante Brünette, die, mirabile dictu, als das Muster der Tugend und Unbescholtenheit gepriesen wurde. Wunderbar genug muß so etwas von einer Tänzerin lauten, doch habe ich als Gläubiger in dem Lande des Glaubens keinen Augenblick daran zweifeln mögen und mich an den tugendhaften

Waden und Lenden, die sich bei kunstreichen Pirouetten dem Beschauer präsentirten, auf's herrlichste erbaut. Das Hauptballet dieser Saison war, außer einigen kleineren Divertissements, Caduta di Missolonghi, das sich durch treffliche Composition, graziöse Pas, kleidsame Costüms und schöne Decorationen vortheilhaft auszeichnete. Ganz charmant arrangirt war die Schlußscene, wo beim Sturm der Türken auf die Feste von den Griechen eine Mine entzündet wird, deren Explosion Freund und Feind unter die Trümmer begräbt. Die kleine tugendhafte Tänzerin hatte die Hauptpartie: Die Frau eines griechischen Capitano, die von den Türken gefangen wird, den verliebten Anträgen eines Paschas widersteht, dann durch die Flucht wieder zu den Ihrigen gelangt, und sich zuletzt mit Mann und Kind und sämmtlichen Hellenen dem Tode weiht. Ueber den mimischen Ausdruck einer Italienerin geht einmal schon nichts.

Das anconitische Schauspielhaus, Teatro delle Muse genannt, erscheint von Außen und Innen recht geschmackvoll. Der Vorhang der Bühne stellt, trefflich gemalt, die Landung des Trajan im hiesigen Hafen und seinen Einzug durch den nach ihm genannten Triumphbogen vor. Die Decorationen sind gut und besonders bei den architektonischen trefflich

Lichteffecte angebracht. Wie in allen italienischen Theatern werden auch hier die Logen während der Staggione größtentheils von dem Adel abonnirt, und nur bei ausgezeichneten Musikstücken als Hör- und Schauplätze benutzt, während der andern Zeit aber zum Empfangen von Bekannten und zur Conversation. Auf den Sperrsitzen fand man besonders französische Offiziere, die, wenn schon an der Uniform kenntlich, sich durch ununterbrochene Theilnahme an der Darstellung auszeichneten, während die Italiener nach ihrer bekannten Sitte für einen deutschen Zuhörer im Theater durch ihr störendes Geschwätz höchst unangenehme Nachbarn sind. Erschienen David oder die Meric-Lalande, so ging ein Beifallspectakel los, von dem man im deutschen Theater, selbst in Wien, keine Ahnung hat. Hände und Füße genügen nicht, da werden die Stöcke und zuletzt die beweglichen Sperrsitze zu Hülfe genommen und mit diesen geklappert und getobt. Nun beginnt die beliebte Arie, rechts und links summen die Enthusiasten mit; der Sänger läßt einen gewaltigen Triller los, der ganze Körper der Enthusiasten trillert mit, und die Brust erhebt sich krampfhaft; der Sänger schließt mit einer gewagten Cadenz, bei der sich die Hörer allmälig auf ihren Sitzen emporheben, bis sie, wenn die letzte Note erklingt, mit einem wol-

lüstigen Seufzer und verdrehten oder geschlossenen Augen dann ermattet wieder zurücksinken. Aber nur einen Augenblick dauert diese Abspannung, denn gleich darauf bricht auf's Neue die Kunstrabbia mit fürchterlichem Applaus los. Die Damen lassen aus den Logen ihre Taschentücher wehen. Der abgegangene Sänger wird ein=, zwei=, drei=, viermal gerufen, und die Bewunderung dauert im Zuhörerraume im unauslöschlichen Geschwätz fort, vor dem man von den folgenden nicht eben beliebten Musikstücken keine Note versteht. David wurde an einem solchen rabbiaten Abende dreizehnmal gerufen, Arien und ganze Ensemblestücke da capo verlangt, so daß die Vorstellung erst um halb zwei Uhr des Morgens endete. Man sollte glauben, daß eine solche Beifallsanstrengung die Leute dann wenigstens gleich zu Bette führen müßte. Gott bewahre! Nun strömten die Enthusiasten erst in das Kaffeehaus, das sich dicht neben dem Theater befand. Die Glasthüren sind weit geöffnet, die herrliche Sommernacht haucht erfrischende Kühle in den erleuchteten Salon. Vor der Thüre sind auch alle Tische besetzt; man trinkt Kaffee, Limonade und ißt Gefrornes, aber Alles mit der gewohnten italienischen Mäßigkeit, wo möglich in halben Portionen. Den Stoff zur Unterhaltung giebt die Oper und nur die Oper; der Eine oder der An=

dere wiederholt oft mit recht hübscher Stimme einzelne Lieblingsstellen aus der Musik. Wie überall, so fühlt sich der Deutsche auch bald in diesem Kunstenthusiastenwirbel heimisch. So ging's auch mir; ich war Italiener mit den Italienern, wie ich es mir überhaupt zum Gesetz gemacht habe, mich immer in die Sitten des Landes zu fügen, in welchem ich mich gerade befinde; dabei lebt man am angenehmsten. Mein schlechtes Italienisch, das ich ohne Scheu radebrechte, erregte die Aufmerksamkeit eines neben mir sitzenden päpstlichen Dragoneroffiziers, der mich plötzlich deutsch anredete. Der Klang der Muttersprache im fremden Lande thut wohl, und bald waren wir im eifrigen Gespräche. Mein neuer Bekannter war ein geborner Preuße, unter Mürat in neapolitanische Dienste, und nach der traurigen, diesen ritterlichen Kämpen betreffenden Katastrophe in päpstliche Dienste getreten. Jetzt commandirte er die hier in Ancona noch garnisonirenden Truppen des Papstes, nämlich eine Compagnie Dragoner, deren Rittmeister er war. Ich habe in dem Umgange mit diesem fröhlichen und dabei geistreichen Landsmanne manche angenehme Stunde zugebracht, und verdanke ihm viele mir interessante Mittheilungen. Daß er den nächtlichen Banditeneinbruch der Franzosen in Ancona natürlich recht erbärmlich fand, fand ich, auch

wenn er nicht päpstlicher Offizier gewesen wäre, sehr richtig. Auch sehnen sich die Franzosen denn schon recht herzlich, diesen ihnen so unbequemen Aufenthaltsort je eher je lieber verlassen zu dürfen. Der Haß des Volkes sprach sich damals ernst und scherzhaft mit großer Deutlichkeit aus. So durfte kein Franzose es wagen, sich viel über das Weichbild der Stadt zu entfernen, denn schwerlich kehrte er zurück, sondern man fand oft den Leichnam erschossen im Gebüsche. Der General Cubières, der den Palast der Herzogin von Leuchtenberg, die in der römischen Mark bedeutende Güter besitzt, bewohnte, hatte einen Affen und einen jungen Bären, die gewöhnlich an der Pforte des Palastes angekettet lagen und Nachmittags von einem Diener in der Stadt spazieren geführt wurden. Dann zog der Pöbel in dichten Massen dem seltsamen Pärchen nach und erschöpfte sich in derben Stichelreden. Bald wurde den Thieren als „liebenswürdigen Söhnchen des Herrn Generals" geschmeichelt, bald des Affen „leichte französische Tournure" bewundert u. dgl. m. Die Franzosen spielten freilich dabei die Klügern und thaten, als ob sie nichts hörten.

Man schiert gewöhnlich das päpstliche Militair in Summa über einen Kamm und macht sich über

sein Aeußeres lustig, aber mit Unrecht. Was die Infanterie betrifft, die ich in andern römischen Städten gesehen, so muß ich gestehen, daß sie sich in ihren schlotternden, weißen Uniformen und in ihrer Haltung nichts weniger als imponirend zeigt, wenn ich auch auf ihren Patrontaschen nicht die Inschrift: pax vobiscum! bemerkt habe, die einer meiner Freunde gesehen zu haben behauptete. Die Cavalerie dagegen ist eine der schönsten Truppen, die ich kenne, und ich kenne recht schönes Militair. Die Dragoner tragen geschmackvolle grüne, roth besetzte Uniformen und Helme, die reitenden Gendarmen blaue Röcke nach französischem Schnitte und dreieckige Hüte. Leute und Pferde sind ausgezeichnet, und trügt der Schein nicht, so dürften diese kräftigen Gestalten auch wohl zu schlagen verstehen, wenn man sie nur zum Schlagen führte. Der Römer ist überhaupt ein herrlicher Menschenschlag, schöner und kräftiger wie der Norditaliener und der weichliche Neapolitaner. Auf einem Spaziergange begegnete ich eines Tages vier von den hier üblichen zweiräderigen Wagen, auf welchen ungefähr ein Dutzend Banditen von Gendarmen nach Civitavecchia auf die Galeere transportirt wurden. Ich hätte gewünscht, ein Maler zu sein, um diese Heroengestalten und diese himmlischen Spitzbuben-

köpfe, dazu die romantisch-zerlumpte Tracht abconterfeien zu können. Mir sind nie schönere Menschen vorgekommen, wie diese schlechten. Solch eine Erscheinung als Fra Diavolo hätte auch ohne Gesang auf jeder deutschen Bühne furore gemacht.

12.

Kathedrale San Cyriaco, ein früherer Venustempel. — Judengasse. — Der Börsensaal mit seinen schönen Fresken. — Fahrt nach Loretto. — Osimo. — Fest des heiligen Antonius von Padua. — Bettlergeschmeiß.

Vom Meere aus gesehen präsentirt sich die Stadt sehr anmuthig in ihrer den Hafen rund umgebenden amphitheatralischen Lage. Den Gipfel des Berges krönt die Kathedrale San Cyriaco und schaut beherrschend weit über Land und Meer hinaus. Die Zeit ändert so viel, wunderbar hat sie aber bei dieser Kirche metamorphosirt, an deren Stelle früher ein Tempel der Venus stand. Jetzt hat diese liebenswürdige Göttin freilich einem ernstern, strengern Gottesdienste Platz machen müssen, allein das alte Sprüchwort: „wo der liebe Gott sich ein Haus baut,

baut sich der Teufel eine Kapelle", ist hier auch wieder und zwar im Plural in Erfüllung gegangen. In den engen Gäßchen, die den Tempel des heiligen Cyriacus umgeben, giebt es noch Tempelchen der Venus in Menge, aber der schmuzigsten Art, so daß, wie in der Kathedrale der unverweste Leib des längst verstorbenen Heiligen zu sehen ist, sich in jenen moralischen Kloaken leicht bei lebendigem Leibe verweste Zerrbilder auffinden ließen. Die Kirche besitzt übrigens treffliche Gemälde von Guercino, Pietro della Franzesca, Lippi u. m., so wie auch die andern Hauptkirchen zu San Domenico und San Francesco della Scala, in Bildern von Titian und Guercino rühmliche Kunstschätze aufzuweisen haben.

Der Reisende versäume nicht, in italienischen Städten den Ghetto, die Judengasse, zu besuchen; der in Rom hat ja schon in einer Novelle des verstorbenen, genialen Wilhelm Müller, eine Rolle gespielt. Der Ghetto in Ancona ist eine lange, schmale Straße, oder vielmehr nur Gang, da man sich aus den gegenüberstehenden Häusern ohne alle Mühe zärtlich die Hand drücken kann. Das Erdgeschoß besteht aus dunkeln, schmuzigen Läden, in denen man Alles, freilich in sehr schlechter Qualität, haben kann. Von allen Waaren haben mir

am besten die dunkeläugigen, überaus pikanten Judenmädchen gefallen, von denen mir aber gesagt wurde, daß sie mit Allem, nur nicht mit sich selbst handeln. Bei den italienischen Israelitinnen lodert noch ungeschwächt die morgenländische Glut, die sich im Ghetto von Ancona leider nur in kräftigen Händedrücken, womit man zum Kaufe mich in den Laden zu reißen suchte, und in feurigen Redensarten, womit man zum Handel auf leblose Waaren einlud, mir offenbarte. Einige deutsche „Hirsche", „Wölfe" und „Bären" wohnen auch in der Stadt und haben sich — wie Heine's Gumpelino — so ihres eigenthümlichen Naturells entäußert, daß man kaum mehr ihre dem Christenthum opponirende Abkunft entdecken kann.

In den heißen Stunden des Tages flüchtete ich mich gern in die frischen Kirchen, wo man sich in der Kühle auf eine fromme Art durch das Anschauen gemalter und lebendiger Madonnen erbauen kann. Wurde mir dabei aber doch endlich zu warm, so begab ich mich in die kühle Halle der stets geöffneten Börse, die ein geschmacklos-barokes Aeußere darbietet, deren Saal aber imponirend auf den Beschauer einwirkt und mit vortrefflichen Fresken von Pelegrini Tibaldi geschmückt ist. Des Künstlers Name war für mich von doppelt künstlerischem Klange,

da er mich an das ausgezeichnete Sängerpaar Pellegrini in München, und die Tibaldi, deren Ruhm jetzt in den prosaischen Fesseln der Ehe verschlungen ist, erinnerte. Der große Raum des Börsensaals war den ganzen Tag belebt von Leuten aus diversen Nationen, wie das in einer Seestadt nicht anders ist; viele im eifrigen Geschäftsgespräch begriffen, andere dem süßen far niente huldigend, wozu ich denn natürlich auch gehörte.

Ein schöner, mit allen Reizen der südlichen Natur geschmückter Morgen lud mich zu einer Wallfahrt nach dem ungefähr drei Meilen entlegenen Loretto ein. Ein einspänniges Wägelchen war bald gefunden; der Kutscher in seiner Sammtjacke und mit spitzem Strohhute schien in Ermangelung eines andern Gesellschafters auch nicht zu verachten, und so rollten wir denn auf der vortrefflichen, über Loretto nach Rom führenden Chaussee fort. Eine halbe Meile von der Stadt trafen wir auf eine Militairschildwache, die von Viertelstunde zu Viertelstunde auf dem Wege durch die nahen Apenninen anzutreffen sind, um mit Hülfe der in der Nähe befindlichen größeren Wachtposten, die Banditen in schuldigem Respecte gegen die Reisenden zu halten. Mein Kutscher, bei dem ich mich erkundigte, ob wirklich von Räubern hier umher Etwas zu fürchten sei, antwor-

tete nur lächelnd: „Eh! Briganti!“ und wies dabei mit einer sonderbar ironischen Pantomime auf die Schildwache, an der wir eben vorüberrollten. Was der durchtriebene Schelm eigentlich damit sagen wollte, weiß ich nicht; wäre ich aber der Soldat gewesen, ich hätte ihn schon jener Pantomime wegen injuriarum belangt. — Die Gegend zwischen Ancona und Osimo, einer hübschen Stadt von ungefähr 12,000 Einwohnern, die auf dem halben Wege nach Loretto liegt, ist überaus schön. Ringsum die üppige Vegetation, geschmackvolle Villen blicken überall aus dem dunkeln Laube hervor. Schaut man links und rückwärts von der Höhe hinab, so breitet sich bis zur unbegrenzten Ferne das silberglänzende Meer vor dem Blicke aus, das sich hier an grüne Ufer schmiegt und deshalb einen um so reizendern Effect macht, wenn man die sandigen Gestade des Nordens und die steilen, nackten Klippenufer Griechenlands kennt. — Bald hatten wir Osimo, die alte römische Colonie Auximum, vor uns, das auf einem bedeutenden Berge in einem Kranze von Mandel-, Feigen- und Oelbäumen gar stolz und gebieterisch daliegt, und eben dieser anmuthigen Lage wegen in jedem Jahre für einige Zeit zum Wohnsitze von dem zahlreichen, in der Umgegend begüterten Adel gewählt wird, wodurch die Stadt an Wohlhabenheit und

Lebhaftigkeit sehr gewinnt. Wegen eines Frühstücks, das ich einzunehmen gesonnen, machten wir hier kurze Rast; aber nicht im Orte selbst, sondern, da die Landstraße außen herumführt, in einer Locanda vor dem Thore. Der große Platz, der sich hier am Abhange des Berges hinunterzieht, war mit einer Menge geschmückter Menschen und Vieh belebt. Meine Meinung, daß vielleicht ein Viehmarkt gehalten werde, wurde von meinem Calessario dahin berichtigt, daß heute das Fest des heiligen Antonius von Padua sei, an welchem Tage jeder brave Mann sein Vieh mit Weihwasser besprengen und zum fröhlichen Gedeihen einsegnen lasse. Und so verhielt es sich auch, da bald darauf die Geistlichkeit in Paradeuniform durch die Reihen der Ochsen, Esel, Pferde, Schweine u. s. w. zog und rechts und links Wasser auswedelte und segnete, so daß die erstaunten Geschöpfe nicht wußten, was ihnen geschah. Ausgezeichnet ernst benahmen sich dabei die Ochsen, in deren Antlitz schon ohnedies soviel Einfältig-Ehrwürdiges liegt, was heute noch durch den Blumenschmuck, den die meisten von ihnen zwischen den Hörnern trugen, vermehrt wurde. Unser brauner Wallach wurde von meinem gläubigen Kutscher auch zur Ceremonie geführt; ob diese oder das eingenommene Futter die Ursache war, daß er nachher recht wacker austrabte,

will ich nicht entscheiden. In Italien giebt es so viele Kirchen und Antiquitäten zu sehen, daß ich versäumte, die Merkwürdigkeiten Osimo's in Augenschein zu nehmen, die in der Kathedrale, in der Abtei von Chiaravalle und in einigen hier gefundenen alten Statuen, die auf dem Rathhause aufbewahrt sind, bestehen. Am merkwürdigsten und interessantesten blieb mir die wunderherrliche Aussicht, die sich rechts auf die in dem eigenthümlichen südlichen Duft schwimmende Apenninenkette, links wieder über die reich geschmückte Gegend und die See darbietet. Von hier senkt sich die Straße und führt unfern des adriatischen Meeres durch das reichangebaute Land.

Je mehr man sich der Anhöhe nähert, auf der Loretto liegt, je belebter wird die Straße und zwar mit ekelm Bettlergeschmeiß, das hier inmitten dieser wundervollen reichen Natur auf mich etwa den Eindruck macht wie Wanzen, die ich auf einem eleganten Bette umherkrichen sehe. Alt und Jung von diesen Vagabunden, mit wirklichen und nachgeahmten Leibesgebrechen, umringt den Wagen, und trabt dann auch wohl, sich an demselben festklammernd, eine Strecke weit mit. Um diese Harpyen los zu werden, die ihr Geschrei mit allerlei frommen geistlichen Zuthaten würzen, z. B. um des heiligen Kreuzes, der heiligen Jungfrau, der lieben fünf Wunden

Christi u. s. w. willen, muß man ihnen schon einige Bajocchi hinwerfen, um die sich dann gewöhnlich unter den Expectanten eine solide Rauferei zu entspinnen pflegt. Der Weg, der dicht vor der Stadt den Berg hinanführt, ist wegen der Steilheit im Zickzack angelegt, und bietet auf diese Art bei jeder Wendung eine neue überraschende Aussicht auf das gesegnete Land und das tiefblaue, nur eine halbe Meile entfernte Meer dar. Alle Reisende, die ganz Italien durchzogen und auch die Ostküste besucht haben, stimmen meiner Meinung bei, daß die Gegend zwischen Ancona und Loretto zu den schönsten des Landes gehört.

13.

Loretto. — Signor Gemelli, der deutsche Gastwirth. — Die Kathedrale mit der Santa Casa. — Der bischöfliche Palast. — Rückweg nach Ancona. — Ein italienischer Sommerabend.

Auf welchem Grund und Boden man sich befindet, sieht man an dem römischen runden Thurme, bei dem diesseitigen Eingange in die Stadt, der wohl fast zweitausend Jahre den Stürmen der Zeit Trotz geboten und jetzt noch stolz mit seinem bemoosten, altergrauen Haupte nach der prachtvollen neuern Kathedrale hinüberschaut, die sich in imposanter Schönheit dem Nahenden präsentirt. Unter den durchweg schlechten Gasthäusern (die bei dem starken Besuch der Wallfahrer wohl besser sein könnten) war mir als der leidlichste der Albergo al leon bianco

empfohlen, vor dem ich auch vorfuhr und von dem Wirthe freundlich empfangen wurde. Das Mittagsmahl, das ich aus dem triftigen Grunde des Hungers heute früher als gewöhnlich einnahm, bestand, es war gerade einer der vielen Fasttage, aus Kräutersuppe, Fischen in verschiedenen Gestalten, gebraten und gesotten, und bairischen Dampfnudeln! Wie kam diese deutsche, sonst in Italien so unbekannte Speise hierher? Lange konnte ich es mir nicht enträthseln, bis ich endlich erfuhr, daß der Wirth Signor Gemelli ein geborner, braver Altbaier sei, vor 18 Jahren als Handwerksbursche nach Italien und in dieses Wirthshaus gekommen wäre. Der Tochter von Hause gefiel der Deutsche, man heirathete sich und der bairische Herr Gemmel wurde so mit der Zeit ein Signor Gemelli, Besitzer des Albergo und eines Häufleins Kinder. Es ist ein artiger und zuvorkommender Mann, und welchen Deutschen seine Tour einmal nach Loretto führt, der versäume nicht, bei dem Landsmanne einzukehren und sich, ehe er das Heiligthum der Santa Casa besucht, vorher an profanen, aber sehr schmackhaften bairischen Dampfnudeln zu erquicken.

Von der kleinen Piazza, wo das Wirthshaus liegt, führt die lange, ziemlich hübsche Hauptstraße nach der Kathedrale. Zu beiden Seiten der Straße

reihen sich in den Erdgeschossen der Häuser die Läden aneinander, in denen man allerlei heilige Artikel, Crucifixe, Rosenkränze, Heiligenbilder, Gebetbücher und auch die mit Kupfern verzierte Beschreibung des heiligen Hauses von Loretto zu kaufen bekommt. Es mögen sich die Handelsleute dabei recht gut stehen, da der Besuch der Wallfahrer von jeher sehr stark war und in neuerer Zeit wieder zugenommen haben soll. Die Kirche und der daranstoßende bischöfliche Palast umschließen einen bedeutenden viereckigen Platz, um dessen in der Mitte befindlichen Brunnen eine Menge Pilger gelagert waren, in dem Costüm, wie wir sie in Deutschland auf dem Theater zu sehen gewohnt sind, mit dem wachsleinenen Kragen, worauf große Muscheln befestigt sind, und in dem breitkrämpigen, aufgeschlagenen Hute. Verlangend, das in der katholischen Welt mit den ersten Rang einnehmende Heiligthum zu sehen, begab ich mich nun in die Kathedrale, in der sich die Santa Casa befindet. Dieses Wunderhaus steht gerade unter der Kuppel der in Kreuzesform gebauten Kirche und ist mit einem Ueberzug von carrarischem Marmor versehen. Die vier Außenwände zeigen die verschiedenen Hauptmomente aus dem Leben der heiligen Jungfrau in ausgezeichneter Bildhauerarbeit von den Meistern Sangallo, Bandinelli und

Sansovino. Der Marmorfußboden der Kirche, der sich unmittelbar um das Heiligthum hinzieht, zeigt eine mehrere Zoll tiefe Aushöhlung, die von der Andachtsübung der Gläubigen herrührt, auf den Knieen einige Mal das heilige Haus zu umwandern. An den beiden Thüren, die in's Innere des Heiligthums führen, wehren päpstliche Soldaten dem zu großen Andrange des Volks. Tritt man nun hinein, so befindet man sich in einem düstern, nur durch die immerwährend brennenden Kerzen erleuchteten Raume, der ganz seine durch die Tradition bestimmte, frühere Gestalt behalten hat, 32 Fuß lang, 13 Fuß breit und 19 Fuß hoch ist. Die Wände bestehen aus rohen Ziegeln, die aber durch den ununterbrochenen Kerzendunst, durch das wohl unbezweifelt bewiesene hohe Alter und durch die Küsse und Handberührungen der frommen Wallfahrer eine Art schwarzen Firniß angenommen haben. An der obern schmalen Seite der Hütte befindet sich über einem Altar das wunderthätige Marienbild, aus schwarzem Cedernholze geschnitzt. Dieses und der Altar prangen in einer Ueberfülle von kostbaren Steinen, goldenen und silbernen Verzierungen, was in den kerzenerleuchteten Raume Alles um so glänzender erscheint. Ich bin sonst weder Wundergläubiger noch Frömmler, gestehe aber gern, daß mich hier ein eigenes, ehrfurchtgebietendes Gefühl überschlich.

Die ganze wunderbare Begebenheit von der unbegreiflichen Versetzung der Hütte Marias hierher, ist mit so vielen, den Stempel unumstößlicher Wahrheit tragenden Documenten belegt, daß ich wenigstens nicht einsehe, wie man daran Zweifel hegen könnte. Es möge in Kürze folgende Geschichtserzählung des Wunders hier Platz finden.

„Bei einer Pilgerreise, welche die heilige Helena, Mutter Constantins des Großen, in das gelobte Land unternahm, entdeckte sie auch zu Nazareth das Wohnhaus der heiligen Jungfrau und zwar, trotz aller Verwüstungen, welche, sowie alle Städte von Palästina, auch Nazareth getroffen hatte, ganz unversehrt und mit dem Crucifixe und mit dem Standbilde der heiligen Jungfrau aus Cedernholz geschnitzt, welches beides die Apostel darin aufgestellt hatten. Helena ließ einen prächtigen Tempel über diese Hütte bauen, und die Inschrift: „Haec est ara, in qua primo jactum est humanae salutis fundamentum", darüber setzen. Bald nach Entdeckung dieses Heiligthums wallfahrteten Andächtige aus allen Weltgegenden zu demselben hin; so unter andern der heilige Hieronymus, wie er selbst in seinen Briefen sagt, und Ludwig der Heilige, König von Frankreich, 1252 auf seinem Zuge nach Palästina. Kurz darauf aber zerstörten

die Sarazenen, als sie sich der letzten Veste des eroberten Königreiches Jerusalem bemächtigten, den von der heiligen Helena erbauten Tempel; Engel aber trugen das Haus selbst in der Nacht des 10. Mai 1291 auf eine Anhöhe zwischen den Städten Tersate und Fiume in Dalmatien. Niemand vermochte diese Erscheinung zu erklären, bis die heilige Jungfrau dem kranken Pfarrer zu Tersate, Alexander Giorgi, im Traume erschien und ihm offenbarte, daß das angekommene Haus ihre Wohnung zu Nazareth sei. Nachdem durch eine Gesandtschaft, welche die Einwohner von Tersate nach Nazareth geschickt hatten, genau untersucht und bekräftigt worden war, daß die Grundlage hinsichtlich der Steinart und des Maßes selbst völlig übereinstimme, strömten zahlreiche Pilger zu derselben hin, und man war bedacht, über dieses Heiligthum eine Kirche zu bauen, als sich das Haus plötzlich in die Luft erhob und über das adriatische Meer, der Küste von Italien zuschwebte. Am 9. December 1294 Abends 10 Uhr erschien es in der Nähe der Stadt Recanati und ließ sich in einem Walde nieder, welcher der Lorbeerbusch genannt wurde. Hirten verkündeten zuerst das Wunder und bald strömten auch hier Pilger aus allen Weltgegenden zusammen. Doch der Böse wandte Alles an, um die Frommen von ihrem

Vorhaben abzuhalten. Auf sein Anstiften plünderten und mordeten Räuber die Pilgrime und die heilige Hütte erhob sich abermals und ließ sich auf einem Hügel, eine Viertelstunde von da, nieder. Aber auch hier sollte sie noch nicht bleiben; die Besitzer des Grundstückes, zwei Brüder, geriethen in einen heftigen Streit, der blutig zu werden drohte, als sich das Haus abermals erhob und sich auf den Platz niedersenkte, wo es jetzt noch steht."

Bald entstand aus den Gebäuden, die zur Bequemlichkeit der Pilger aufgeführt wurden, das Städtchen Loretto. Im Anfange des 14. Jahrhunderts bauten die Bürger von Recanati eine Kirche über die heilige Hütte und 150 Jahre später ließ Papst Paul II. die jetzige prächtige Kirche aufführen. Sixtus V. beschloß den Bau, indem er den Vordertheil der Kirche und den anstoßenden bischöflichen Palast hinzufügte. — Die Fronte der Kirche und der daran stoßende bischöfliche Palast, nach der Angabe Michel Angelo Buonarotis gebaut, sind Meisterwerke, ebenso die sitzende Bronzestatue des Papstes Sixtus V. auf dem Platze vor der Kirche und die der heiligen Jungfrau auf der Façade, beide von Lombardi, demselben, von dem auch die trefflichen Basreliefs auf den ehernen Thüren des Heiligthums herrühren. Alle Kapellen der Kirche sind mit aus-

gezeichnet werthvollen Mosaiken von Zuccari und Barocci geschmückt, sowie die Kuppel mit den vier Evangelisten in gleicher Arbeit von Pomarancio. Sämmtliche Altarblätter sind theils ausgezeichnete Originale, theils sehr gelungene Copien der ersten italienischen Meister. Ueberhaupt enthält die Kathedrale und der bischöfliche Palast einen reichen Schatz gediegener, italienischer Kunst, und es wäre wohl zu wünschen, daß ein Kenner sich die Mühe nähme, die hier vorhandenen Meisterwerke bekannter zu machen, als sie es bis jetzt sind. Ich komme hier wieder darauf zurück, Reisenden in Italien zu rathen, gerade diesen Theil des Landes mehr zu besuchen, da es wahrlich der Mühe lohnt. Außerdem beachtenswerth sind in der Officin der Kirche ungefähr dreihundert Gefäße mit trefflichen Gemälden nach Zeichnungen von Raphael und Giulio Romano.

Der Schatz von Loretto ist über alle Beschreibung reich, Edelsteine, Gold und Silber, alles Geschenke frommer Gläubiger, liegen, man könnte sagen, in großen Haufen da, freilich nutzlos, und doch geeignet, viele tausend Arme wohlhabend zu machen. Doch will ich dadurch nicht dem Kirchenplünderungssystem des spanischen Finanzministers, des Juden Mendizabal, das Wort reden, dessen Maitresse bekanntlich jetzt auf den Straßen von Madrid behängt

mit dem Diamantenschmuck umherstolziert, der einst das Bild der Maria in einem christlichen Tempel schmückte.

Mehrere sehr hübsch gearbeitete Rosenkränze, die ich hier kaufte um in Deutschland fromme Freundinnen damit zu beschenken, ließ ich, um sie recht kräftig zu machen, vor dem Bilde der heiligen Hütte weihen, wofür die Kirche ein Geschenk erhält. Dafür bekam ich aber auch als geistliche Zugabe von dem freundlichen jungen Priester eine Reliquie, nämlich ein Stückchen des Schleiers der heiligen Jungfrau, mit einem gedruckten Certificat, das folgendermaßen lautet:

„Attesto Io sottoscritto Custode della S. Casa di Loretto, che il Velo nero sigillato, ed annesso a questa mia sia stato indosso nel Giovedi e Venerdi Santo alla Sacra Statua Lorettana, poi toccato nelle S. Mura, e nella S. Scodella della Beatissima Vergine, che si conserva in questa sua S. Casa. In fede etc. Loretto dalla Custodia questo di 11. Jiugno 1834.

Gratis

P. Magrini, Custode.

Mehrere Stunden waren mit der Besichtigung der kirchlichen Merkwürdigkeiten vergangen, die —

mögen sie auch noch so merkwürdig sein — dennoch ermüden. Darum war mir recht wohl, als ich aus den düstern Hallen wieder in Gottes freie Natur trat. Der Cicerone führte mich in einen am Abhange des Berges liegenden Garten, unfern der Kirche, wo sich mein Auge an der paradiesischen, von den Flüssen Musone und Potenza durchzogenen Gegend, an den blauen Apenninen und dem schönen Meer erlabte, und ich stimme dabei dem eutschen Reisenden bei, der meinte, daß die Engel schon gut zu wählen wußten, als sie das Haus userer lieben Frau hier niederließen. Uebrigens mu ich bemerken, daß man in der gedrängt vollen Kihe sehr begierig gewesen sein muß, von mir ein Adenken zurückzubehalten, weil ich, als ich in den llbergo zurückkehrte, ein Beutelchen mit mehrere Dukaten, die ich damals schwer entbehren konn, in der Rocktasche vermißte.

Es war schon spät Nachmittag gewoen, als ich mich wieder auf den Rückweg nach Anna begab. Die Straße war belebt von geputzten Laeuten, die von dem Kirchenfeste aus Osimo heimkeen. Die kleidsame Tracht der Männer und der hübsn Frauen und Mädchen, die auch hier das bekannt viereckige, mit einem blanken Pfeil befestigte Tuchs Kopfschmuck tragen, die kecken Reiter, die zwäderigen

Wagen, vollgepackt mit anmuthigen Frauen und Mädchen — alles Das bildete so pittoreske Bilder, daß ich gar nicht so schnell nach Ancona zurückverlangte, sondern bei anbrechendem Abende vor einer belebten, ländlichen Locanda anhielt, um dort ein paar Stunden mit den lustigen Landleuten zu trinken und wo möglich mit den hübschen Landmädchen zu schäkern. Unter Weinlauben, die sich an der gewölbten Vorhalle des Hauses herüberrankten, saß es sich gar zu lieblich. Durch die offene Hausthüre sah ich in die von einem großen Feuer beleuchtete Küche, wo der Wirth Macaroni und Schafsbraten bereitete. Vor der Thüre schwirrten die Saiten der Guitarre originelle Weisen, nach welchen ein paar Bursche mit ihren Mädchen in anmuthigen Wendungen einen nationalen Tanz — eine Art Tarantella — ausführten. Die Bewegungen der Tanzenden wurden rascher und enthüllten so die wunderherrlichen, weiblichen Formen des schönen Beines und der schwellenden Hüfte. Ein Bursche, den ich mit einen Bouteillen Wein tractirte, und der Cavaliere von seinem Schätzchen und seiner Schwester war, empfahl mir die Letztere, um diese in Züchten und Ehren zu unterhalten, was ich denn auch nach Kräften that. Schon glühte ein herrlicher Morgen über Meer und Land, als ich wieder in Ancona einfuhr.

Druckfehler.

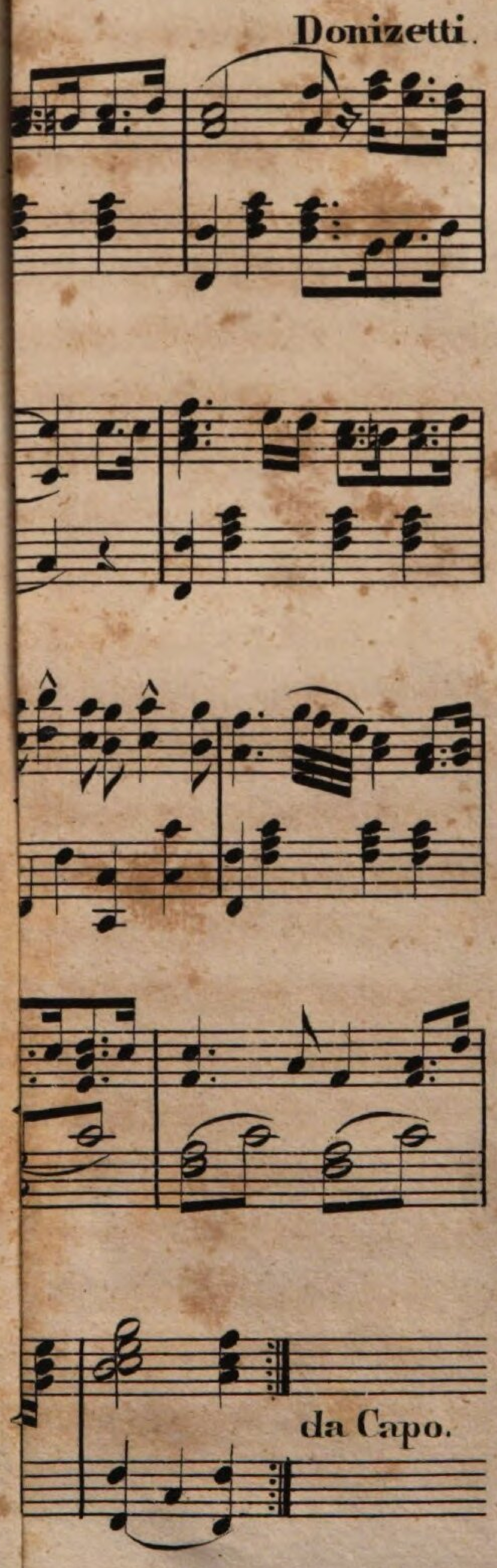
Erster Theil.

Seite 3	Zeile 6	statt:	geschickt lies: gescheut
= 24	= 1	=	15,000 lies: 12,000
= 45	= 11	=	der lies: Der
= 46	= 18	=	da lies: wo
= 63	= 8	=	Puchert lies: Pachert
= 118	= 8	=	Hasenholm=Jennes=Sari lies: „Hasenholm — Jennes=Sari"
= 121	= 4	=	vor lies: von
= 179	= 5	=	Suwaron lies: Suwarow
= 185	= 26	=	puladura lies: pula dura
= 235	= 26	=	Wir verbunden lies: Mir verbunden
= 241	am Schlusse des 8. Verses hinter „Neste" ein ?		
= 257	Zeile 24	statt:	Kreskowsky lies: Krestowsky
= 308	= 18	=	mit zu sehr hohen Preisen lies: meist zu sehr hohen Preisen.

Zweiter Theil.

Seite 4	Zeile 4	statt:	strahlt lies: glänzt
= 15	= 4	=	Ramayan lies: Ramazan
= 32	= 26	=	ebenso
= 66	= 3	=	einstigen lies: richtigen
= 130	= 7	=	noch Nord lies: nach Nord
= 139	= 5	fehlt hinter dem Worte „Bucht" ein Komma, ebenso hinter dem Worte „Bathykolpos".	
= 206	= 18	muß das Wort „jetzigen" wegfallen.	
= 233	= 12	statt:	für diese lies: trotz dieser
= 240	= 11	=	dürftigen lies: duftigen
= 253	= 1	=	Stiken lies: Nicken
= 253	= 14	=	Ungeheue lies: Ungeheuer
= 272	= 19	=	Danizetti lies: Donizetti.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Donizetti.
da Capo.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tietz, Friedrich <<von>>,

Bunte Skizzen aus Ost und Süd entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien

Bd.: 2

Leipzig (1838)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.6,49(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094761-0